

VÖGELEKULTURBULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

Faszination

GESICHT

Was unsere Mimik
alles zeigt

Was kann ein Gesicht tatsächlich über uns aussagen?

Welche Regungen können wir kontrollieren, welche nicht?

Wem gehört unser Gesicht im Zeitalter der digitalen Medien?

Die Ausstellung im Vögele Kultur Zentrum: 19. Mai – 22. September 2019



SOFIA, SCHWEDEN



ADEL, BAHRAIN

EIN LAND, *viele Gesichter*



Nicht nur Menschen haben verschiedene Gesichter, sondern auch ein Land.

Jeder vierte Mensch, der in der Schweiz lebt, wurde ursprünglich woanders geboren. Gemäss Statistik stammen sie aus exakt 193 verschiedenen Nationen. Werbefilmer Reiner Roduner hat pro Land eine Frau oder einen Mann fotografiert. Das ambitionöse Projekt – es wurde ins *Guinness Book of Records* aufgenommen – erstreckte sich über drei Jahre.

Die Protagonistinnen und Protagonisten wurden mehrheitlich über Social-Media-Kanäle gesucht und gefunden, anschliessend vom Künstler fotografiert und interviewt. Ein Teil der Porträts wurde in Schweizer Bahnhöfen ausgehängt, das Vögele Kultur Zentrum darf die Bilder für eine INSIDE OUT PROJECT GROUP ACTION nutzen.

Alle 193 Fotos hat Reiner Roduner in einem 441 Seiten starken Bildband vereint: *Switzers – die 193 Nationen der Schweiz*. Obwohl das Unterfangen den Zürcher viel Zeit und Geld gekostet hat – letzten Endes hat es ihn doch reich gemacht: reich an unglaublichen Momenten. «Durch die Augen der Menschen sind auch ihre Geschichten zu sehen», sagte er einst in einer Fernsehshow, «sie bleiben mir unvergessen.»

Mehr Infos: switzersbuch.ch

Weitere Porträts auf den Seiten 19, 32 und 43.

INHALT

«Faszination Gesicht» wurde inspiriert von der Ausstellung «Das Gesicht. Eine Spurensuche» (*Deutsches Hygiene-Museum, Dresden, Winter 2017/18, Beratung: Sigrid Weigel, Literatur- und Kunstwissenschaftlerin, Berlin*).

Das Vögele Kultur Zentrum bedankt sich herzlich beim Deutschen Hygiene-Museum, Dresden, für die wertvollen Anregungen und konzeptionellen Ideen!

**Veranstaltungen
zur Ausstellung
«Faszination Gesicht»
44**

**Führungen durch
die Ausstellung
47**

**Rückblick auf die
Vernissage zur
Ausstellung «Schlaf gut»
48**

**Informationen
rund ums
Vögele Kultur
Zentrum
50**

In der Ausstellung «Faszination Gesicht» zeigen 17 Kunstschaffende ihre Werke. Einige dieser Arbeiten werden in diesem Bulletin gezeigt:

- 4 SHINSEUNGBACK KIMYONGHUN
- 12 FRANÇOIS & JEAN ROBERT
- 21 THORSTEN BRINKMANN
- 26 TOM STAYTE
- 35 ESTHER HONIG
- 38 GILES REVELL & MATT WILLEY
- 46 ASTA GRÖTING
- 51 SAMUEL SALCEDO

**FRANÇOIS &
JEAN ROBERT,**
Face to Face,
1974–2004
(siehe Seite 12)



- 2 **Ein Land, viele Gesichter**
REINER RODUNER
- 5 **In Gesichtern lesen**
MONICA VÖGELE
- 6 **Faszination Gesicht**
GESPRÄCH MIT SARAH WIRTH
- 7 **Die Szenografie der
Ausstellung**
- 8 **Das Zentrum des Menschseins**
MARLEEN STOESSEL
- 14 **Wenn der Spiegel zur Seele zerbricht**
LUDWIG HASLER
- 16 **Form folgt Funktion**
KATJA SCHWENZER-ZIMMERER, SIGRID WEIGEL
- 18 **Interpunktion des Gesichts**
ROLAND GRÜTER
- 20 **«Je reduzierter die Mimik,
desto interessanter wird es»**
SUSANNE-MARIE WRAGE
- 22 **Verräterische Züge**
FRANK LUERWEG
- 24 **Die Geschichte der Gesichtsdeutung**
FRANK LUERWEG
- 25 **Falten – die Signaturen des Lebens**
ROLAND GRÜTER
- 27 **Wer hätte das gedacht?**
DAS GESICHT IN ZAHLEN
- 28 **Popstar der Psychologie**
ADRIAN LOBE
- 30 **Wenn Kunst und Medizin verschmelzen**
ROLAND GRÜTER
- 31 **«Eitel darf man nicht sein»**
JOSEF BLUM
- 33 **Gesichtlein, verdeck dich**
KILIAN ZIEGLER
- 34 **Regungslose Liebe**
KATRIN BENTLEY
- 36 **Zwischen Täuschung
und Offenbarung**
FRITZ BILLETER
- 39 **Bücher zum
Thema Gesicht**
- 40 **«In den Augen spiegelt sich
das Leben am deutlichsten»**
GESPRÄCH MIT HERLINDE KOELBL



SHINSEUNGBACK KIMYONGHUN, *Cloud Face*, 2012.

Gesichtserkennungsalgorithmus, Digitaldruck, variable Abmessungen und Kompositionen.

Eine vertraute Situation: Wir erkennen in einer Wolke eine Gestalt oder ein Gesicht und empfinden grosses Vergnügen dabei. In der Ausstellung sind gleich mehrere Wolkengesichter zu entdecken: pausbackig und mit leerem Blick, schauen sie böse, erstaunt oder neugierig. Bei *Cloud Face* handelt es sich jedoch nicht um von Menschen entdeckte Wolkenbilder. Ein Computer «erkannte» das jeweilige Antlitz mit Hilfe eines Gesichtserkennungsalgorithmus.

Das koreanische Künstlerduo Shinseungback Kimyonghun setzt sich in ihren Arbeiten immer wieder mit der Computer-Vision-Technologie («Computer-Sehvermögen») auseinander. Wie funktioniert diese Technologie, wie steht sie

im Vergleich zum menschlichen Sehvermögen und wie wird sie die Menschheit beeinflussen? «Wir untersuchen die Gesichtserkennungstechnologie, weil das Sehen von Gesichtern eine der grundlegendsten Aufgaben des Computer-Sehens ist, so wie es für das menschliche Sehen unerlässlich ist.»

Im Kontext der Ausstellung macht die Arbeit die grösste Herausforderung in der Computer Vision sichtbar: Die Komplexität der realen Welt macht es für eine Rechenmaschine äusserst schwierig, Objekte zu erkennen und nachzubilden, da sich der Computer – anders als der Mensch – nicht auf Erfahrungen und Gelerntes stützen kann. sw

Das Künstlerduo Shinseungback Kimyonghun aus Seoul besteht aus **Shin Seung Back** (*1979, Seoul, KOR) und **Kim Yong Hun** (*1980, Uiryeong, KOR). Der studierte Informatiker Shin Seung Back und der Kunststudent Kim Yong Hun lernten sich während ihres Master-Studiums an der Graduate School of Culture Technology der KAIST-Universität in Korea kennen. Ihre kollaborative Praxis untersucht die Auswirkungen der Technologie auf die Menschheit. Ihre Arbeiten wurden unter anderem am Ars Electronica Festival und an der Wiener Biennale präsentiert.



IN GESICHTERN lesen

Sie scheinen mehr als nur ein Schutz gegen Sonnenstrahlen zu sein. Die möglichst grossen, dunklen Sonnenbrillen. Als Modeaccessoire, und dies nicht nur im Freien, haben sie einen unglaublichen Karrieresprung hinter sich und halten heute erstaunlicherweise selbst in düsteren Nachtclubs Einzug. Meine Generation hingegen lebt meist noch immer mit der ungeschriebenen Regel: Bei einer Begrüssung und im Gespräch werden die dunklen Gläser abgenommen. Das Gegenüber soll mir in die Augen schauen können. Eine Frage des Anstandes, lernte ich in meiner Jugend. Aber eben auch eine Frage der Offenheit, der klaren und direkten Kommunikation. Ein Zeichen, dass ich nichts zu verbergen habe.

Das Gesicht ist nämlich das wichtigste und unverblümmteste Kommunikationsmittel, das wir haben. Worte kann man gezielt wählen, die Stimme unter Umständen stark kontrollieren, auch die Gestik lässt sich antrainieren; doch die Augen, die Gesichtszüge, unsere Mimik, sie spiegeln am stärksten unsere innere Verfassung wider. Sie geben preis, wenn wir uns begeistern, wenn wir leiden oder wenn wir uns ekeln. Gross ist daher unser Interesse am unverhüllten Antlitz eines Gegenübers. Denn wir lesen in Gesichtern fast wie in Büchern: Immer auf der Suche nach Erklärungen, Überraschungen und ganz besonders nach Zeichen des gegenseitigen Verständnisses. Denn allein die Mimik unseres Gesprächspartners lässt uns wohl und verstanden fühlen – oder auch Abweisung ahnen. Wir kennen doch alle die in uns hochkriechende Verunsicherung, wenn uns das Gegenüber vollkommen regungslos zuhört, keine Miene verzieht und nicht mal in unser Lachen einstimmen mag. Wir lechzen im Gespräch geradezu nach Zustimmung, nach einer Spiegelung unserer eigenen Empfindungen. Wie wunderbar ist daher ein warmes Lächeln von einem – vielleicht sogar – fremden Menschen, das uns unverhofft trifft. Sofort wird damit eine Brücke gebaut. Wir fühlen uns abgeholt und verstanden. Ganz ohne Worte.

Unsere innere Welt – Freude, Interesse, Gleichgültigkeit, Ablehnung, Trauer – zeigt sich in feinsten Regungen auf unserem Gesicht. So wundert es nicht, dass auch die IT-Welt mit allen Mitteln versucht, die Mimik für die unterschiedlichsten Verwendungszwecke zu entschlüsseln, sie zu lesen und zu analysieren. Wenn es um unsere Sicherheit geht, kann ich den in die Entwicklung investierten Elan noch verstehen. Doch möchte ich als Kunde und Konsument wirklich so transparent und in der Folge manipulierbar sein? Soll das Lesen meiner persönlichen Empfindungen auch noch der profitorientierten Wirtschaft dienen? Mir machen diese technischen Fortschritte Angst. Dass ich die Kamera an meinem PC abklebe, ist wohl nur eine ganz kleine Revolte gegen die konstante Überwachung und der damit verbundenen Auswertung. Im öffentlichen Raum kann auch ich den Aufnahmegeräten nicht entkommen. Nicht mal mit einer Sonnenbrille.

All diesen Entwicklungen zum Trotz werde ich jedenfalls weiterhin den direkten Augenkontakt suchen, die Kraft eines Lächelns einsetzen und dem persönlichen Umfeld mein Mienenspiel nicht vorenthalten. Denn mein Gesicht ist und bleibt mein überzeugendstes Kommunikationsmittel. ←

Die Augen, die Gesichtszüge, unsere Mimik spiegeln am stärksten unsere innere Verfassung wider. Sie geben preis, wenn wir uns begeistern, wenn wir leiden oder wenn wir uns ekeln.



MONICA VÖGELE ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele und leitet das Vögele Kultur Zentrum.



Faszination GESICHT

Das Vögele Kultur Zentrum blickt vom 19.5. bis 22.9.2019 in die Mitte des Menschseins: ins Gesicht der Menschen. Kuratorin Sarah Wirth über die Bedeutung der Mimik, über lustige, tragische und spannende Fakten des Antlitzes.

ROLAND GRÜTER: Sie arbeiten seit 18 Monaten an der Ausstellung zum Gesicht. Sehen Sie sich nun mit anderen Augen?

SARAH WIRTH: Natürlich. Die Recherchen haben meinen Blick fürs eigene Gesicht, aber auch für die Gesichter anderer Menschen geschärft. Ich achte beispielsweise mehr auf das Spiel der Mimik, wie stark sich Menschen in diesem Punkt gegenseitig beeinflussen. Hebe ich eine Augenbraue, tut das der andere auch. Lache ich, lacht der andere mit. Diese Interaktion war mir vor den Recherchen zwar bekannt, ohne aber daran zu denken, wie wichtig sie für uns ist.

Inwiefern?

Unsere Mimik prägt den Austausch und Kommunikation mit anderen grundlegend, sie ist das Fundament unserer sozialen Bindung und Interaktion. Die verschiedenen Emotionen, die durch die Mimik transportiert werden, lernen wir bereits als Baby zu lesen – diese Fähigkeit ist für unser Miteinander elementar.

Was hat Sie während den Recherchen besonders erstaunt?

Vieles. Europäer beispielsweise schauen bei anderen erst auf den Mund und die Augen – Asiaten eher aufs Zentrum des Gesichts, die Nase. Das zeigt sich etwa in den Emojis dieser Regionen. Das wusste ich nicht. Auch das Thema «Epithetik» hat mich sehr berührt. Täuschend echt hergestellte Silikonobjekte ersetzen natürliche Gesichtsteile, welche durch Krebs oder einen Unfall verloren gegangen sind oder durch eine Nichtanlage nie existiert haben. Experten, die diesen Beruf ausüben, begleiten Patienten über viele Jahre und sind gleichzeitig Künstler, Mediziner und Seelsorger.

Was hat Sie erschreckt?

Die Bilder der ersten umfassenden Gesichts-Transplantation, die 2005 an der Französin Isabelle Dinoire durchgeführt wurde. So wichtig sie für den Betroffenen und die Medizin ist – die Bilder setzen einem schon zu. Überhaupt ist es schwer auszuhalten, versehrte Gesichter anzuschauen. Daraus geht hervor, wie wichtig das Gesicht für unsere Identität und unseren Austausch mit andern ist.

Ein Teil der Ausstellung war 2017 im Hygiene-Museum Dresden zu sehen. Was genau umfasst die Übersicht – ausser Gesichter?

Eine ganze Menge. Wir zeigen ja nicht nur Kunst, sondern auch Beispiele aus dem Alltag und wichtige Informationen aus der Wissenschaft, etwa zur Mimikforschung. Die Besucher erfahren, wie die Resultate dereinst unsere Zukunft, also ihr Leben beeinflussen könnten. Oder ein blinder Mensch erzählt, wie er es schafft, mit anderen zu kommunizieren, ohne dass er das Gesicht und die Regungen des andern erkennt.

Können Sie konkrete Beispiele nennen, die den Besucher zur Reflexion über das eigene Gesicht anregen?

Da fällt mir die Installation des Briten Tom Stayte ein: *#selfie*. Ein kleiner Drucker, angeschlossen an einen Computer mit einer ausgeklügelten Software, printet alle 12 Sekunden ein Selfie, das irgendwo auf der Welt geschossen wurde – er zeigt damit, dass die Bilder, die wir in die sozialen Medien stellen, genutzt oder im schlimmsten Fall benutzt werden können. Sinnigerweise präsentieren sich die meisten auf den Selbstporträts wie Emojis, mit standardisierter Mimik. Sie gleichen sich sozusagen den kleinen Symbolen immer mehr an – nachdem Emojis in den 1990ern nach unserem Zugschnitt gestaltet wurden.

Besonders spannend: Der deutsche Künstler Thorsten Brinkmann verbirgt das Gesicht, und rückt es damit ins Interessenfeld...

Genau. Er stülpt einer lebensgrossen Figur eine riesige Kartonschachtel über den Kopf, diese reicht bis zur Hüfte. Wer davor steht, möchte die Schachtel am liebsten heben und nachschauen, wer darunter steckt. Denn ohne Kopf und Gesicht können wir Menschen andere schlecht einschätzen.

Geht es in der Ausstellung auch um die Schönheit?

Weniger. Dieses Phänomen wird seit Jahren intensiv diskutiert. Was uns daran interessiert, sind wissenschaftliche Überlegungen: Lässt sich Schönheit vermessen? Worauf basiert unser Konsens, was wir für attraktiv erachten?

Was lernen Besucher in der Werkschau?

Vielleicht das: Wie stark sich unser Gesicht verändert, nicht nur über die Jahre, sondern sekundlich – je nach Stimmungslage. Oder wie aktiv wir unser Gesicht gestalten, durch Kosmetika, aber auch durch das Kontrollieren der eigenen Mimik in der Öffentlichkeit, zum Beispiel dann, wenn einem gerade nicht zum Lachen zu Mute ist. Hoffentlich sehen sie

sich selber nach der Ausstellung etwas anders – aber auch andere. Wir geben keine Antworten, wollen vielmehr die Besucher selber zum Nachdenken anregen.

Können sich Besucher selber einbringen?

Ja, wie in jeder unserer Ausstellungen gibt es interaktive Stationen. Was besonders bei dieser Ausstellung ist: Es gibt zum ersten Mal eine integrierte Werkstatt. Darin können die Besucher beispielsweise lernen, ein Gesicht zu zeichnen, das eigene Profil zu erkunden, sich mit dem Spiel «Wer bin ich?» zu vergnügen und vieles mehr. Überdies sind diverse Workshops geplant.

Weshalb ist das Thema gesellschaftsrelevant?

Weil das Gesicht unser Leben mehr prägt, als den meisten bewusst ist. Gerade über Mimik und Emotionen wird seit Jahrzehnten geforscht. Aktuell lernen Computer unsere Mimik zu lesen und einzuschätzen – die Industrie setzt grosse Hoffnungen darauf. Denn dadurch kann sie uns ihre Produkte besser verkaufen, was nicht unproblematisch ist. Dabei wird das Gesicht auf wenige Referenzpunkte reduziert. In der Ausstellung können die Besucher selber erfahren, wie schwierig es jedoch ist, die schier unendlich vielen mimischen Regungen klar zu definieren. Auch die Gesichtserkennung gilt als Technologie der Zukunft – ein Scan unseres Gesichts könnte bald schon den Fingerabdruck als Identifikationsgarant ablösen. Ausserdem machen sich Menschen in der Selfie-Kultur gerade zur Marke. Indem sie ihr Gesicht öffentlich machen, überlegen sie sich ganz genau, wie sie wahrgenommen werden wollen. Auch das ist spannend.

Sie haben rund 45 Werke zusammengetragen – können Sie ein, zwei Schweizer Vertreter nennen?

Da fällt mir Mats Staub ein. Er zeigt auf fünf Monitoren Menschen, denen er Fragen gestellt hat: «Wie viele gute Freunde hast du verloren? Wie viele verschiedene Berufe hast du ausgeübt?» Die Interviewpartner antworten jeweils nur mit einer

Zahl. Beeindruckend, welche Emotionen diese Fragen auslösen – und wie schwer ablesbar diese auf den Gesichtern der Befragten sind. Oder das Werk des Brüderpaars François und Jean Robert. Sie dokumentieren seit den 1970er Jahren Alltagsgegenstände, in denen Gesichter zu erkennen sind. Dieses Phänomen, überall Gesichter zu entdecken, heisst «Pareidolie». Ein Auto-Modus unseres Gehirns ist dafür verantwortlich, er denkt Wahrnehmungen sozusagen zu Ende, vereint einzelne Elemente zu uns bekannten Bildern, etwa zu Gesichtern. Wer die Fotografien der Brüder gesehen hat, wird später seine Umgebung mit anderen Augen sehen.

Wenn Sie das Gesicht in drei Worten beschreiben müssten: Welche fallen Ihnen dazu ein?

Jeder hat eines. ←



SARAH WIRTH (*1988) schloss mit einem Master Art Education an der Zürcher Hochschule der Künste ab. Für das Vögele Kultur Zentrum arbeitet sie seit Anfang 2017 als wissenschaftliche Mitarbeiterin. In dieser Funktion verantwortet sie die Ausstellung über das Gesicht.

«FASZINATION GESICHT» entstand nach einer Ausstellungsidee des *Deutschen Hygiene-Museum Dresden*. Beratung: SIGRID WEIGEL, Literatur- und Kunstwissenschaftlerin, Berlin.



Die SZENO- GRAFIE der Ausstellung

In der Ausstellung des Vögele Kultur Zentrum sind viele Gesichter zu sehen: Diese werden von den Besuchern angeschaut – und die Porträtierten wiederum mustern die Besucher. Allenthalben Begegnungen auf Augenhöhe: Genau darauf haben die verantwortlichen Szenografinnen, das Zürcher Atelier «Schmauder Und», ihr Gestaltungskonzept ausgerichtet. Durch die Anordnung von Wänden und Bodenflächen haben sie zahlreiche Räume geschaffen, die den Begegnungen eine gewisse Intimität verleihen. Gleichzeitig spielen sie mit den Besuchern. Durch Aussparungen werden diese ersichtlich, hinter einem Wandband bleiben sie verborgen. Will sich jemand zu erkennen geben, muss er erst ein paar Schritte machen. Der Ausstellungsaufbau enthält auch «Gesichtsfelder», kleine Durchblicke, in denen jeder zum Exponat wird. Die Szenografie ermöglicht somit Begegnungen mit Bildern, Objekten, anderen Besuchern und nicht zuletzt mit sich selbst. ←

SCHMAUDER UND, das Zürcher Atelier für Konzept, Szenografie und Grafik Design, arbeitete u.a. für das Landesmuseum, den Ballenberg und das Schweizer Finanzmuseum. Das Büro wurde nominiert für den European Museum of the Year Award 2019.



Das Zentrum des

MENSCH- SEINS

Das Gesicht ist die Leinwand unserer Persönlichkeit, aber auch von unseren Wünschen und von fremden Betrachtungen. Sie zeigt vieles und nichts: Denn vieles davon täuscht.

Nichts, was uns als menschliche Wesen mehr auszeichnet als das Gesicht. Im physischen, vor allem aber im geistigen Sinn. Zunächst hat Gesicht mit Sehen zu tun. Mit zwei Augen blicken wir aus ihm heraus, können uns aber selbst nicht sehen, es sei denn im Spiegel, der indessen nur ein seitenverkehrtes Bild von uns liefert, ein Spiegelbild. Nur dem Anderen, dem Gegenüber präsentiert es sich, seiner etymologischen Herkunft entsprechend, als Angesicht, das heißt als An-Sicht, als Erscheinung, als Bild für den Anderen.

Zunächst vermittelt also das Gesicht, das sich nicht selber sieht, zwischen unserer Innenwelt und der Aussenwelt, zwischen uns und den Anderen. Es ist damit wesentlicher Teil der Interaktion und Kommunikation mit der Umwelt. In den Gesichtszügen, der Mimik, im Blick des Anderen lese ich das Echo, die Antwort, die Reaktion auf das, was ich ihm mit meinem Gesicht und seinem Ausdruck biete.

Was aber erzählt das Gesicht? Was macht es zu einem spezifischen Menschen-gesicht? Auch Tiere, zumindest die höheren, haben Augen, Mimik, Ausdruck, aber wir sprechen bei ihnen nicht von einem Gesicht. Den wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier macht die Art des Sehens aus, der Blick und das Blicken selbst. Mehr noch als in der Sprache wird menschliches Bewusstsein im Blick offenbar, mit dem ein – sich seiner selbst bewusstes – Subjekt sich auf die Aussenwelt bezieht. Der Moment, in dem das kindliche Individuum sich erstmals im Spiegel erkennt, kennzeichnet das Erwachen des Bewusstseins von sich selbst.

Damit wird auch der bewusste Blickaustausch mit anderen möglich, der wesentlicher Teil der sozialen Bindungen ist. Dieses Sehen, das zum Blicktausch befähigt und in seinem Selbstbezug ein anderes ist als jenes der Tiere, bleibt freilich auch dem Blinden erhalten – als inneres Sehen, als inneres Gesicht, das der Andere wiederum aus dessen Mimik lesen kann. Ebenso sprechen wir davon, dass einer «Gesichte» hat, im Sinne der Hellsicht, einer Vision oder auch Halluzination.

Ort des Humanum

Kurzum, nur der Mensch ist fähig, den Blick zu erwidern, im Guten wie im Schlechten, ihn zu verweigern oder zu verbergen, worin sich das gesamte Drama der zwischenmenschlichen Verhältnisse abspielt. Das Gesicht ist der wesentliche Ort und Ausdruck des Humanum, der Würde als Mensch, auch wenn er entstellt oder krank ist oder gar kriminell. Weshalb jeder Angriff auf das Gesicht – man denke nur an die Giftanschläge auf die Gesichter unliebsamer Politiker, ebenso wie die symbolischen Angriffe auf öffentliche Abbildungen oder solche in Museen als stärkste Verletzung einer Person empfunden wird, von Folter und Todesstrafe einmal abgesehen. Es ist der Angriff auf den sichtbar-unsichtbaren Ort unserer Identität, auf unsere Menschenwürde, auf unser Dasein und Menschsein als solches.

Jeder Mensch hat ein Gesicht – es ist förmlich seine Visitenkarte, identifiziert ihn als eine bestimmte Person, die im übertragenen Sinn auch (ihr) Gesicht zeigen oder es verlieren kann. Verlieren wir das Gesicht, so betrifft das unsere Reputation, unser Ansehen, unser Image. Zeigen wir Gesicht, so zeigen wir uns offen, coura-

giert, wir zeigen Charakter, all das, was unsere Person im besten Sinne ausmacht. Immer ist das Gesicht ein Grenzbereich zwischen Innen und Aussen, eine Brücke zwischen unserem Inneren und der Aussenseite, die als Ansicht von uns erscheint. Dieses Bild, das wir von uns zeigen – oder das wir uns von anderen machen –, begleitet die gesamte Religions-, Kult- und Kulturgeschichte der Menschheit, es formte die Etymologie und die ihr entspringende Metaphorik. Im Wort Person ist noch Persona, die Maske, enthalten, die uns damit auf den prinzipiellen Bild-Charakter des Menschengesichts verweist. Und ebenso auf das Drama seiner Formung, Darstellung und Bemächtigung, das bis heute andauert und in den digitalen Techniken der Gesichtserkennung, vor allem aber in den Versuchen der Künstlichen Intelligenz eine Fortsetzung findet, die dieses Menschenbild auf abgründige Weise in Frage stellen und revolutionieren.


Du sollst dir kein Bild machen

Du sollst dir kein Bild machen! Das göttliche Gebot, das sogenannte Bilderverbot, betraf zunächst die Abbildung des einen mosaischen Gottes – im Gegensatz zu den heidnischen Gottheiten und deren zahlreichen Abbildern (Götzen und Idole). Es übertrug sich aber auch, wie im Islam, zeitweise auf die Abbildung von Mensch und Tier. In allen Riten und Kulturen bleibt indessen das Gesicht – als Inbegriff des Menschenbildes – jenes Ungreifbare, Uneinnehmbare, dem keine physiognomische Theorie und Analyse je beizukommen vermochte. Immer verharret es als Aussenansicht, bleibt Fassade, immer schon Maske, ein mehr oder weniger offenes Visier. Weshalb das öffentliche, unverschleierte Gesicht nicht zwangsläufig weniger maskenhaft-verschlossen sein muss als das verschleierte.

Hinter einer realen Maske aber – und dies ist die Paradoxie aller Maskeraden – vermag das Gesicht, wie der Schauspieler hinter seiner Rolle, frei zu werden, vermag sein wahrer Charakter hindurchzutönen (per-sonare = hindurch-tönen). Auch Verhüllung ist eine solche Maske, und wer sich in eine Burka hüllt, lässt zwar noch einen Blickaustausch, aber keine Mimik mehr zu. Umgekehrt vermag auch schon eine schwarze Brille oder eine dunkle Sonnenbrille als Maske zu wirken, die den Träger selber blicken, aber sein Mienenspiel nicht erraten lässt. Ob Kontrolle, Überwachung und Selbstschutz – alle Formen von Blicken sind in dieser Dialektik von Innen und Aussen enthalten. Ebenso wie Verstellung, Täuschung und Trug.

Doch stellen solche Requisiten nur heraus, was prinzipiell in jedem, auch im unverhüllten Gesicht angelegt ist: nämlich ein anderes als das «wahre» Gesicht zu zeigen, so wie es die sozialen Rollen, Positionen, Situationen uns unablässig vorzuschreiben scheinen. Jedes Gesicht ist immer auch das Feld solcher Paradoxien, die in der Maske sichtbar zum Ausdruck kommen und durch keine physiognomische Kunst zu tilgen sind. «Wir urteilen stündlich aus dem Gesicht, und wir irren stündlich», stellte der grosse Philosoph, Physiker und Aufklärer Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) einmal fest. Der Satz stammt aus seiner 1778 erschienenen Abhandlung über die Physiognomie, die gegen den Theologen Johann Kaspar Lavater (1741–1801) gerichtet war, der den Versuch unternahm, menschliche Charaktereigenschaften, Tugenden und Untugenden aus der Form und Bildung des Gesichts und des Schädels abzuleiten. Anders als in der Pathognomik, welche die unwillkürlichen Gefühlsregungen aus der Mimik abzulesen versteht, spricht Lichtenberg in seiner Schrift Lavaters physiognomischen

«Wir urteilen
stündlich
aus dem
Gesicht,
und wir irren
stündlich.»



All diese
korrigierten,
retuschierten,
botoxunterspritzten
(Selbst)Bilder
werden zu jener
Maske, hinter der
nichts mehr
durchtönt als eine
austauschbare,
gleichförmige,
namenlose
Massenidentität.

Unternehmungen jeglichen Erkenntniswert ab, übergiesset diese vielmehr allenthalben mit seinem Spott und lässt es nicht an vergnügten Beispielen fehlen, welche die Fragwürdigkeit des Urteilens nach dem äusseren Anschein illustrieren. Denn dieser kann so unterschiedlich sein wie der von Kumpeln nach einer durchzechten Nacht: «Dem einen fällt», so schreibt er da, «nach einer durchgeschwärmten Nacht, die Wange in die Zahnücke, da den andern die aufgehende Sonne so jugendlich hinter der Bouteille und beim Mädgen sieht, als ihn die untergehende gesehen hat.» Das war im 18. Jahrhundert, ein Jahrzehnt bevor mit der Französischen Revolution, als Kulminationspunkt der Aufklärung, ein neues Zeitalter anbrach, das in gewissem Sinn auch ein anderes Gesicht annahm, ein anderes Aussehen, eine andere Prägung.

Indes: Dieses Gesicht, dieses rätselhafte, sich unserem erkennenden Zugriff, unserem Begreifen stets entziehende Phänomen, das in ständiger Face-to-Face-Begegnung Austragungsort aller Konflikte und menschlicher Verständigung ist, zugleich aber auch Ausdruck unseres Selbstverständnisses, unseres Selbstbewusstseins, unserer Identität – dieses weitgespannte Rätselfeld, dieses Buch, in dem der Andere lesen will, betrifft nicht nur unsere eigene soziale und öffentliche (Re)Präsentation, sondern ist seit jeher auch Gegenstand und Thema im religiösen Kult und in der Kunst: als gemaltes Porträt, wie auch als Fotografie, als Passfoto und als endlos reproduziertes Selfie auf Instagram. Immer gerät es dabei ins Spannungsfeld zwischen seiner Ungreifbarkeit und seiner möglichen Manipulation. Letzterer sind dank der heutigen Medien, der digitalen Technik wie auch der fortgeschrittenen chirurgischen und chemischen Lifting-Verfahren kaum Grenzen gesetzt. All diese korrigierten, retuschierten, botoxunterspritzten (Selbst)Bilder werden zu jener Maske, hinter der nichts mehr durchtönt als eine austauschbare, gleichförmige, namenlose Massenidentität. Schier faltenlos tilgt sie die äusseren, sichtbaren Lebensspuren und mit ihnen zugleich jenen Entwurf, jene Lebensskizze, die dem Neugeborenen eingepägt ist als sein Schicksal, das er in seinem Leben noch zu gewinnen hat.

Die Auswirkungen dieses Trends – generalisiert und überpointiert – auf unser Menschenbild sind nicht absehbar. Er persifliert und verkehrt, was in der Geschichte der Menschheit schon immer das Bestreben war: das fremde wie das eigene Bild zu verstehen, im Gesicht des Anderen lesen zu können, sich des fremden Bildes zu bemächtigen – und ebenso ein Leben lang das eigene Bild von sich selbst zu entwickeln. In der Totenmaske vollendet es sich. In ihr vollendet sich die Lebenserzählung, eingegraben in die Falten und Furchen des Gesichts – vollendet sich der Prozess zur eigenen Identität. In dieser Momentaufnahme zwischen Sterben und Tod zieht sich das Gesicht unwiderruflich zurück.

Das Bild der anderen

Der Kunsthistoriker Hans Belting hat in seinem schönen, grossangelegten Buch *Faces – Eine Geschichte des Gesichts* (2013) auch die Geschichte des Porträts dargestellt, namentlich als eine Sozialgeschichte, da sich das Abbild einer Person in den jeweiligen Gesellschaften und Kulturen immer anders und neu positioniert. Was aber immer erhalten bleibt, bis hin zur Fotografie, die einen schockhaften Einbruch in diese Geschichte des gemalten oder gezeichneten Porträts darstellt, ist zu allen Zeiten der Versuch, dieses Abbild des Menschen, des Anderen zu fassen – und seine Vergeblichkeit. Aus der Einsicht dieser Vergeblichkeit gingen indessen die grossartigsten Leistungen, die wunderbarsten Werke hervor. Wohl am eindrucksvollsten, wenn dieser Rest der Ungreifbarkeit der dargestellten Person den Werken selber eingeschrieben ist: als ihr Geheimnis, als das, was im Betrachten des scheinbar so lebendig Nahen unseren Blick zugleich in die Ferne lockt und zieht. Etwa das, was der Philosoph und Schriftsteller Walter Benjamin (1892–1940) meinte, als er in seiner berühmten Abhandlung über *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* (1936) von der Aura eines Kunstwerks sprach.

An dieser Stelle soll ein Philosoph zu Wort kommen, der das Phänomen des Gesichts noch auf andere Weise dachte, in einer Radikalität, die wesentlich seiner Erfahrung des Holocaust entsprang. Es ist der litauisch-jüdische, bereits 1923 nach Paris übersiedelte Philosoph Emmanuel Levinas (1906–1995), dessen Eltern und

Brüder ermordet wurden. Was nach seiner religiös geprägten Auffassung das Menschen-
gesicht auszeichnet, oder was in ihm als das wahrhaft Menschliche hindurch erscheint, ist das
Antlitz (französisch visage, im Unterschied zu face) – man könnte es auch die innewohnende
Menschenwürde nennen. Aus diesem Antlitz des Anderen aber, das der Spiegel meines eigen-
en ist, erwächst laut Levinas eine grundsätzliche Verantwortung für ihn. Eine Regel, die
naturgemäss für alle gilt, da jeder für jeden dieser Andere ist. Sie bleibt eine unablässige Auf-
gabe, der ich mich so wenig entziehen kann wie diesem Gesicht meines Nächsten, das immer
dieses einzigartige Antlitz ist. Weshalb das Böse nach dieser Auffassung aus der Abwendung,
der Verweigerung dieser Verantwortung entspringt.

Der Schriftsteller und Philosoph Alain Finkielkraut, der als Levinas engagiertester geisti-
ger Nachfahre gelten kann, hat dies in seinem Buch *Weisheit der Liebe* (dt. 1987) – eine Art
poetisch-philosophische Paraphrase von Levinas Gedankenwelt – weitergedacht und einmal
so formuliert: «Im Wort Gesicht steckt das Wort Sehen, aber man darf sich von dieser opti-
schen Verwandtschaft nicht täuschen lassen: Das Antlitz ist die einzige unerreichbare Beute
für den Bilderjäger; das Auge kommt immer unverrichteter Dinge vom Antlitz des Anderen
zurück; dieser zieht sich aus den Formen, die er annimmt, zurück, er durchkreuzt die Vor-
stellung, er ist fortwährender Einwand gegen den Blick, den ich auf ihn richte.»

John Berger wiederum, der englische Maler, Dichter und Kunstkritiker (1926–2017), be-
schreibt in einem seiner Essays, wie er versuchte, nach einem abendlichen Zusammensein die
Frau eines Freundes, Bogenia, zu porträtieren – und seine Verzweiflung, ihr «bewegliches
Gesicht», dessen «Schönheit» nicht fassen zu können. Bis nach immer neuen Versuchen etwas
entstand, was eine freudige Erregung in ihm auslöste. Doch nicht das blosses Gelingen war es,
was seine «gehobene Stimmung» erklärte, sie wurde vielmehr, wie er schreibt, «von dem
Erscheinen des Gesichts ausgelöst – als wenn es aus dem Dunkel träte. Aus dem, was es von
sich selbst zurücklassen konnte, hatte Bogenias Gesicht ein Geschenk gemacht.» In einer zu-
gehörigen Notiz hat der Maler dieses Phänomen mit Ähnlichkeit umschrieben. In Bergers
Worten: «Was heisst Ähnlichkeit? Wenn jemand stirbt, hinterlässt er allen, die ihn kannten,
eine Leere: ein fest umrissener Raum, der für jeden zu Betruernden anders ausfällt. Die Kontu-
ren dieses Raumes umschreiben die Ähnlichkeit eines Menschen, und sie sucht der Künstler,
wenn er ein lebendiges Porträt schaffen will. Eine Ähnlichkeit ist etwas, das man unsichtbar
zurücklässt.» Nicht also Bemächtigung des Ungreifbaren, des Geheimnisses, das jedem Men-
schen innewohnt und sich im Gesicht, in seinem Antlitz im Sinne Levinas ausdrückt, hatte
zu einer Art Gelingen geführt, sondern das Eingeständnis dieser Ungreifbarkeit, durch die
ihm jene Ähnlichkeit des Bildes mit der Dargestellten als Geschenk zuteil wurde. Dank seiner
Achtung vor diesem Geheimnis.

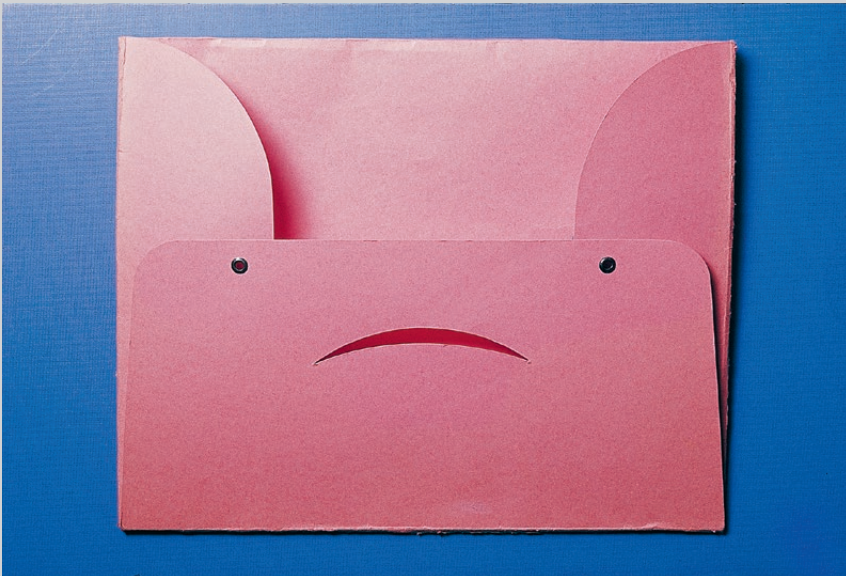
Auch die Liebe – und darum kreist Finkielkrauts Buch – ist ein solches Geschenk, das
wohl grösste, das Menschen füreinander sein können: als Erkennen des Einen im Anderen,
ganz im biblischen Sinn und jenseits allen Bilds, das sie sich voneinander machen. Vermutlich
auch der Grund, weshalb gerade die Gesichtszüge des geliebten Menschen sich einem in der
erinnernden Vorstellung ständig entziehen. Auf diese Weise bleiben sie lebendig.

Betrachtungen des Gesichts sind so unendlich und vielgesichtig wie die Zahl der Menschen
auf Erden. Lichtenbergs fröhlichen Zechern mag darum noch ein heiteres Echo von heute
antworten – in der ganz anders gearteten Selbsterkenntnis, die einem verkaterten Säufer aus
Berlin-Kreuzberg bei seinem morgendlichen Blick in den Spiegel aufblitzen kann. Schaut
hinein und stellt kurz und lakonisch fest: «Kenn ick nich, wasch ick nich!» Ja, so einfach ist
das manchmal auch, mit dem menschlichen, allzu menschlichen Gesicht. ←

Betrachtungen
des Gesichts sind
so unendlich
und vielgesichtig
wie die Zahl der
Menschen auf
Erden.



MARLEEN STOESEL (*1943) studierte
unter anderem Literatur, Kunstgeschichte und
Philosophie, arbeitete als Hochschuldozentin,
Dramaturgin, Kritikerin und Theaterregisseurin
und ist seit vielen Jahren für Zeitungen,
Magazine, Rundfunk und Fernsehen tätig.
Die Autorin lebt weitgehend in Berlin.





FRANÇOIS & JEAN ROBERT, *Face to Face*, 1974–2004.

Digitaldruck kaschiert auf Alu.

Ein lachender Koffer, ein Haus mit dicker Nase, ein trauriger Briefumschlag und verwunderte Türgriffe – viele Dinge schauen uns an. Wir beseelen sie, indem wir bei genauer Betrachtung Gesichter mit Augen, Nase und Mund zu entdecken glauben. Das Phänomen, die Umwelt zu beleben und Gesichter in ihr zu sehen, kennen wir seit unserer Kindheit – so auch die zwei Brüder Robert aus La Chaux-de-Fonds.

Es begann mit einer alten, lachenden Kamera, die Jean in den frühen 1970er Jahren in London auf dem Portobello Markt entdeckte und mit dem staunenden Gebäude mit Giebelfenstern in der Nachbarschaft. Zusammen mit seinem Bruder François trieb Jean das Spiel mit zufällig oder absichtlich angeordneten Ge-

sichtszügen bewusst voran. Über Jahre hinweg sammelten die beiden Gegenstände mit Gesichtern und fotografierten diese frontal oder im Profil. Seitdem sind hunderte Objekte gefunden und fotografisch festgehalten worden.

Das Phänomen, Gesichter überall entdecken zu können, nennt man «Pareidolie». Die «Autovervollständigung» in unserem Gehirn ist dafür verantwortlich, dass wir Dinge wiedererkennen. Dies hilft uns mitunter, die täglich auf uns einwirkenden Eindrücke zu verarbeiten. Mit den heiteren, schmollenden und zweifelnden Objekten regen die Fotografien an, im eigenen Umfeld vermeintlichen Augen, Nasen und Mündern nachzuspüren. sw

Die Brüder **François** und **Jean Robert** (*1946/1945–2016, La Chaux-de-Fonds, CH) besuchten beide eine Kunstgewerbeschule, jedoch in verschiedenen Städten. Nach dem Studium arbeiteten sie zunächst als Grafiker für Pirelli Industries in Mailand, bevor es Jean nach England und später wieder in die Schweiz und François in die USA zog. Beide verfolgten eine Karriere im Bereich Gestaltung und Fotografie.



Wenn der SPIEGEL ZUR SEELE zerbricht

Viele Menschen fürchten sich vor einem Gesichtsvverlust – genau besehen, führt die scheinbare Katastrophe zu einem Gesichtsgewinn. Denn fällt die eine Maske, verbirgt sich darunter in der Regel eine zweite. Und das ist gut so.

Was wäre ein Mensch ohne Gesicht? Ein Niemand. Genau das riskiert, wer «sein Gesicht verliert», eine Strafe, die in traditionell gefestigten Gesellschaften drastisch wirkt: Wer sich falsch verhält, verliert Ansehen, Würde, Respekt – ein sozialer Tod, der natürlich voraussetzt, dass das normative Gerüst sakrosankt ist, dass die Trennlinien zwischen falsch und richtig fraglos gelten.

Bedeutet das, in unseren komplexen Gesellschaften verliere niemand so schnell sein Gesicht? Mal sehen. Vielleicht taugt der FDP-Regierungsrat Pierre Maudet als aktueller Fall von Gesichtsvverlust.

Pierre Maudet, das Wunderkind der Genfer Politik, charmant, virtuos, beliebt. Ein Star, der mit seinem jugendlichen Auftreten überall Hoffnungen weckte, dem alles gelang, was er anpackte, der mit 40 bereits ganz oben ankam, als Stadtrat, Regierungsrat, Bundesratskandidat. Nun läuft gegen ihn ein Strafverfahren (Vorteilsnahme, Steuerhinterziehung), er hatte sich von Reichen und Mächtigen aus den Golfstaaten Reisen und Luxus bezahlen lassen, lange bestritt er es hartnäckig, schliesslich gab er sein vertracktes Lügengebilde zu.

Hat er damit sein Gesicht verloren? Bloss welches? Sein wahres – oder doch eher sein falsches? Oder gehörte das Gesicht, das jetzt weg ist (das jugendlich unschuldige), gar nicht ihm, war es mehr eine Projektion der Wähler, der Journalisten, die in ihm den unverbrauchten Typus eines Politikers sehen wollten, der im Interesse der Res publica handelte, ohne sich gross um parteipolitische Usancen zu kümmern? Oder diskreditiert es ihn schon, dass er zwei widersprüchliche Gesichter hat statt des einen eindeutigen? Dass er wie ein später Abkömmling des Janus erscheint, des römischen Gottes mit dem Doppelgesicht, der nach vorn in die Zukunft sehen konnte wie zurück in die Vergangenheit, der darum immer wieder als Symbol der Zwiespältigkeit herhalten muss?

Ein Mensch, ein Gesicht: Der Zeitgeist will es so

Pierre Maudet hat momentan nur ein Gesicht, sein erstes ist weg. Sein zweites trägt die Züge eines möglicherweise Korruptierten, eines überführten Lügners. Was hindert uns, dieses zweite Gesicht interessant zu finden? Immerhin ist Maudets Wirken anerkannt bis bewundert. War dies vielleicht gerade durch sein doppeltes Gesicht möglich, seiner inneren Spannung, seiner produktiven Ambivalenz? Vielleicht. Doch der Zeitgeist will uns eindeutig, will das kompakt authentische Ich, das mit sich im Reinen ist: ein Mensch, ein Gesicht. Akzeptiert ist, wer durch und durch «echt» bleibt, nichts zu verbergen hat. Als glaubwürdig gilt, wer innere Antriebe und Wirken zur Eintracht bringt, sichtbar im Gesicht. Dieses vermählt Sein und Erscheinung, das Auge – Fenster zur Seele – muss ungeteilt den Kern der Person zeigen.

In dieser Logik ist erledigt, wer ein zweites Gesicht zeigt. Die Folge: Gesichtsvverlust statt Gesichtsgewinn. Aber ist das wünschbar? Die Welt ist nun mal kein Elysium, keine Insel der Seligen. Unter irdischen Bedingungen ist alles durchzogen, ganz ohne Dreck geht nicht viel, wir Menschen sind keine vom Himmel gefallenen Engel, eher Spätausläufer des Affen, die

Evolutionsleiter hinan stolpernd. Wer zieht bei diesem Stolpern vorne weg? Denn jene, die konfliktfrei mit sich einig sind, ruhen lieber auf den erreichten Stufen aus. Zum Weiterstolpern braucht es die Unruhigen, die Ungemütlichen, die mindestens zwei Seelen in der Brust haben – eine gemeinwohldienliche, aber auch eine machtgierige, rücksichtslose. Das gibt ihnen zwei Gesichter: ein sympathisches (gemessen am Effekt des Handelns) und ein unsympathisches (gemessen an den Motiven des Handelns).

Wenn die Masken fallen, wird es furchtbar

Eine Alternative zum Gesichtsverlust wäre: Wir akzeptieren das Doppelgesicht, wir sehen in ihm einen Konflikt, der durchaus produktiv genutzt werden kann. Etwa so, wie der Arzt Bernard Mandeville es 1704 vorschlug: indem wir «private Laster» zu «öffentlichen Gewinnen» drehen. Sein Argument: Die Welt wurde nie besser, wenn menschliche Laster verboten und moralisch bekämpft wurden. Schon eher, wenn wir mit den Lastern rechnen – und ihnen ein Spielfeld eröffnen, das in gesellschaftlichen Nutzen umschlägt. Natürlich ist nicht jedes Laster zu rechtfertigen, wenn am Ende fürs Gemeinwohl etwas herauschaut; Vorteilmahme von Politikern bleibt ein Delikt, egal was es bringt. Aber muss alles Wirken moralisch stubenreinen Motiven folgen? Ehrgeiz, Machtgier zeichnen keine sympathischen Gesichter, doch warum beurteilen wir sie nicht pragmatisch statt psychologisch, wenn der Vorteil für viele überwiegt? Oder übersehen sie nicht einfach?

Dafür plädierte jedenfalls der Philosoph Helmuth Plessner. Und: für das «Recht auf Maske». In seinem Werk *Grenzen der Gemeinschaft* kritisiert er 1924 den Traum eines Zustandes unter Menschen, «zwischen denen die Schranke fiel». Er hält die Vorstellung, alle Menschen sollten sich als authentische, transparente Wesen begegnen, nicht nur für unerfüllbar. Er glaubt, die Idee würde in einem regelrechten Altraum enden. Nicht nur, weil jeder Mensch ein Horrorkabinett in sich birgt. Die Menschenseele wäre ihrer maskenlosen Präsentation niemals gewachsen. Zu labil verhält sich diese Psyche, zu verletzlich, oft auch zu lächerlich, um sich ihren eigenen und fremden Regungen schutzlos zu überlassen. Sie muss sich ein bisschen verstecken dürfen hinter der Maske einer Rolle, auch vor sich selbst. Das Recht auf Maske wird zum Recht auf Schutzwand zwischen Person und Rolle.

Interessant in dem Zusammenhang: Person und Maske werden spätestens seit der Antike zusammengedacht. Im Wortsinn bedeutet Person «personare», also «hindurchtönen», sie liegt also nicht für alle offen da im Gesicht, sondern führt ihr Leben hinter einer schützenden Maske, durch die hindurch sie sich meldet, sich also gleichzeitig offenbart und verbirgt. Nach dieser alten Lesart ist das Gesicht kein Schaufenster der Person – eher deren Maske, über die wir unsere Rolle im Welttheater finden müssen. Unsere Rollen, nicht uns selbst.

In diese Logik passt kein «Gesichtsverlust». Denn das Spiel mit Maskeraden und Gesichtswechsel gehört zum evolutionären Arsenal. Mit der Maske aber ist es wie mit dem Sex: Beide gelten als nicht richtig salonfähig – und sind doch überlebenswichtig. Weshalb praktisch alle mitspielen, schon Insekten irrlichtern, Fische tricksen, Säuger täuschen. Die einen verkleiden sich als Schmetterlinge, andere als Blätter, Vögel wie Primaten erschleichen sich mit schamlosen Verstellungen handfeste Vorteile. Ehrlich währt keineswegs am längsten, vermeintlich kurzbeinige Lügen können es ordentlich weit bringen. Sie sind eine evolutionär eingespielte Überlebensstrategie.

Wir reden hier vom menschlichen Gesicht. Wir sind kein Chamäleon, jedenfalls bilden wir uns auf Maskeraden wenig ein. «Leider», sagt Plessner. Wir sollten wieder die «Hygiene des Taktes» üben. Takt sieht über menschliche Schwächen wie Begierden hinweg. Takt erspart uns «echte» Emotionen der andern. Takt durch Maske erlaubt uns einen zivilisierten Austausch – während die maskenlose Gesellschaft zum Marktplatz für Intimitäten wird. Da gelten gefühlte Motive alles, Taten nichts. Die patente Medizin wäre die Revitalisierung des Rechts auf Maske. Dann drohte kaum noch Gesichtsverlust. ←

Denn das Spiel mit Maskeraden und Gesichtswechsel gehört zum evolutionären Arsenal.



LUDWIG HASLER (*1944) studierte Physik und Philosophie, führte seither ein journalistisch-akademisches Doppelleben. Als Philosoph lehrte er an den Universitäten Bern und Zürich. Seit 2001 lebt er als freier Publizist, Vortragstourist, Hochschuldozent, Kolumnist in Tageszeitungen und Fachzeitschriften.



FORM

folgt

FUNKTION

Die Evolution hat dem Menschen das Gesicht gegeben, das er heute hat. Eine Rückschau auf die Entstehung von Nase, Schädel und Mund.

Das Gesicht ist Sitz der meisten Sinne. Ausser dem taktilen Sinn sind Sehen, Hören, Riechen, Schmecken im Gesicht verortet; sie ermöglichen Wahrnehmung und Empfindung (gr. *aísthésis*) und damit den Austausch des Einzelnen mit der Umwelt. Im Gesicht haben die Körperteile ihren Sitz, die uns so wichtige Tätigkeiten wie Nahrungsaufnahme, Sehen und Hören ermöglichen. Es ist Ausdruck der Persönlichkeit und physiologisches Medium des sprachlichen und eines nicht unerheblichen Teils des non-verbalen Austausches mit anderen: Schaltstelle der intersubjektiven, sozialen Beziehungen.

Das unverhüllte «lebendige Gesicht eines Menschen ist die wichtigste und geheimnisvollste Oberfläche, mit der wir konfrontiert werden können; es ist aber auch ein Wunder an Funktionalität», schrieb Wissenschaftsjournalist Daniel McNeill in seinem Buch *Über das Gesicht. Eine Kulturgeschichte*. Hinter der Oberfläche des Gesichts verbirgt sich ein hochkomplexes physiologisches System, die anatomische Basis für die vielfältigen psychosozialen Leistungen. Was wir als aussagekräftigen Ausdruck des Anderen, als Gegenüber oder als Selbst im Spiegel sehen, ist aus medizinischer Sicht eine einmalige Einheit von Form und Funktion.

Der Evolutionsbiologe Adam S. Wilkins schreibt: «Faktisch dient das Gesicht als sensorisches Hauptquartier eines Tieres», und schliesst in seine Aussage den Menschen ein. Obwohl unsere Gesichter weder denen der Affen noch denen anderer Tiere wirklich ähneln. Was zur Frage führt: Ab welcher Stufe in der Deszendenz der Arten kann man überhaupt von einem Gesicht sprechen? Was ist die Minimalanforderung an ein Gesicht? «Wenn es einen Mund und Sinnesorgane enthält», sagt McNeill. Der amerikanische Neurophysiologe Jonathan Cole beginnt jedoch seine Erzählung über die Evolution des Gesichts (*About Face*) schon bei den kaltblütigen, «primitiven» Wirbeltieren, bei denen der siebte Hirnnerv, der Fazialisnerv, mit seinen Reizen eine grosse Muskelschicht anregt, die den Grossteil des Schädels und den unteren Teil von Kopf und Hals umgibt und so das Öffnen und Schliessen von Mund, Nase und Augen ermöglicht. Es folgen die Amphibien, bei denen sich dieser Muskel zweiteilt (für den Kiefer und die untere Gesichtshälfte) – und so weiter und so fort.

Die Evolution schuf Freiraum für die Mimik

Bei solchen Darstellungen ist zu bedenken, dass jede Evolutionsgeschichte immer auch spekulative Momente enthält. Das gilt auch für die Evolution des Gesichts. Was aber feststeht: Das menschliche Gesicht hat seine Bedeutung als Medium von Ausdruck und sozio-kulturellen Beziehungen gerade durch seine «Befreiung» aus einem System blosser Überlebensfunktionen erreicht – nur so konnte es zum Organ mimischer und sprachlicher Interaktion werden.

Dieser Prozess wurde durch die Entlastung von etlichen Funktionen (etwa der Schnauze als Greifwerkzeug) eingeleitet, die im Zuge der Aufrichtung des Gangs von den Händen übernommen wurden. Mit der aufrechten Haltung und der

«Das lebendige Gesicht eines Menschen ist die wichtigste und geheimnisvollste Oberfläche, mit der wir konfrontiert werden können; es ist aber auch ein Wunder an Funktionalität.»

Beweglichkeit des Kopfes, der zentral auf der Wirbelsäule gefedert balanciert wird, rückt die Augen über der Nase zusammen. Die damit erreichte Überschneidung der Gesichtsfelder ermöglichte räumliches Sehen in verschiedene Richtungen, was wiederum der Orientierung und Bewegung des Körpers im dreidimensional erfassbaren Raum und der Entwicklung manueller Fähigkeiten wie der Feinmotorik zugutekam. Mit der Verlagerung nach oben vollzog sich ein Gestaltwandel des Kopfes, nämlich die Vergrößerung des oberen Teils durch das sich ausdehnende Frontalhirn bei bestehender Trennung von Gesichts- und Hirnschädel. Während der Hirnschädel das druck- und erschütterungsempfindliche Gehirn umhüllt, bildet der pneumatisierte Gesichtsschädel ein differenziertes Höhlensystem und dient als Klangkörper. Die Arbeitsteilung zwischen Hand und Gesicht veränderte ausserdem die Ernährungsweise und damit auch Gebiss und Kiefer. Mit den Schneidezähnen zum Abbeißen, den nicht mehr aus dem Mund herausragenden Eckzähnen und den Backenzähnen, einer Zwischenform zwischen den Reisszähnen der Raubtiere und den Mahlzähnen der Wiederkäuer, verfügt der Mensch über ein Allesfresser-Gebiss.

Die besonderen Merkmale, die das Gesicht des Menschen aufweist, sind deutlich sichtbar. Es ist unbehaart und flach ohne vorgeschobenen Kiefer, der Mensch hat als einzige Spezies ein Kinn, relativ kleine Zähne, die Augen sind nicht seitwärts, sondern vorn, und seine Gesichtsmuskulatur ermöglicht eine variationsreiche Mimik. Manche seiner Merkmale finden sich aber schon bei Primaten. Die Ausbildung der Nasen und der räumlich davon vollständig getrennte Mund mit seinen markanten Lippen stellen in der Natur bei beiden eine Besonderheit dar. Nase und damit die Nasenatmung sind äusserlich deutlich von den Lippen getrennt, wodurch eine eigene Gesichtspartie zwischen Nase und Mund entsteht. Bei allen anderen Säugetieren bilden Nase und Maul eine Einheit – so wie bei den Vögeln Schnabel- und Nasenhöhle. Bei den Säugetieren sind Nase und Atmung im Innern durch den Hart- und Weichgaumen von der Mundhöhle getrennt. Das Lippenrot der Oberlippe kann sich bei den meisten Säugetieren nicht nach aussen wenden. Bei den Primaten aber gewinnen die Lippen eine enorme Beweglichkeit und Ausdrucksstärke.

Der Mensch ist kein Affe

Und doch unterscheidet sich das Menschengesicht von jenem der Affen und verleiht ihm dadurch seine charakteristische Gestalt: Der vordere Teil des Hirnschädels ist nach vorn gewölbt, das «Maul» zurückgetreten und das Kinn nach vorn geschoben, während die Nase aus dem Profil heraustritt.

Ein ganz besonderes Merkmal des menschlichen Gesichts besteht darin, dass es innerhalb seines Grundmusters eine enorme individuelle Variationsmöglichkeit entfaltet. Kein Gesicht gleicht dem anderen aufs Haar; zudem verändert sich jedes einzelne Gesicht sehr stark, sowohl im Laufe des Lebens als auch momentan, wenn es in Aktion tritt. Das macht das Gesicht zum stärksten Ausweis der Persönlichkeit, gleichsam zum Besitz des Individuums. Davon handelt ein vielfach variiertes Spruch, der verschiedensten Autoren zugeschrieben wird: Von einem bestimmten Alter an sei jeder für sein Gesicht selbst verantwortlich. In der Version, die von Albert Schweitzer stammen soll: «Mit 20 Jahren hat jeder das Gesicht, das Gott ihm gegeben hat, mit 40 das Gesicht, das ihm das Leben gegeben hat, und mit 60 das Gesicht, das er verdient.» Wobei zu bedenken ist, dass diese Lebensweisheit angeborene Fehlbildungen und krankheits- oder unfallbedingte Versehrungen ausser Acht lässt. Was allerdings die Mobilität und Veränderung des Gesichts bewirkt, ist an seiner oberflächigen Gestalt nicht zu erkennen, denn dafür sind die darunter liegenden anatomischen Strukturen verantwortlich.

Spiel der Muskeln

Der flächige Hautmuskel, der sich bei vielen Tieren über den gesamten Körper erstreckt (zum Beispiel, um Fliegen zu vertreiben), konzentriert sich beim Menschen auf Kopf und Hals – und ermöglicht, zusammen mit der Kaumuskulatur, die mimische Beweglichkeit des Gesichts, die fazialen Ausdrucksgebärden. Während die meisten Muskeln mit dem Skelett verbunden sind, gilt das im Gesicht nur für wenige; andere beginnen und enden «an- bzw. ineinander und bilden eine Gewebematrix, die sich unabhängig von den darunter liegenden Knochen bewegt und komplexe Wechselspiele zwischen Muskelkontraktionen und Gesichtsbewegung bewirkt», schreibt Jonathan Cole. Der Hautmuskel ist nur mit der darüber liegenden Haut verwachsen und bewirkt so die Faltenbildung und die mimischen Veränderungen. Er wird sowohl durch unwillkürliche Nervenaktivitäten des verzweigten Fazialisnervs (zum Beispiel Erröten, Schwitzen, Reflexe, Automatismen) als auch durch willkürlich ansprechbare Nervenbahnen aktiviert, wodurch die verschiedensten Ausdrucksgebärden produziert werden können: der Hautmuskel ist zweifelsohne anatomische Basis für den Menschen, das mimische Wesen.

Für den Menschen als «sprechendes Tier» gibt es am Skelett ein sichtbares Merkmal: die Spina mentalis, ein Knochenstern an der Innenseite des Unterkieferknochens, an dem die Zungenmuskulatur im vorderen Unterkieferbereich ansetzt. Die Zunge, die aus einem Bündel von Muskeln besteht, kann

«ihre Gestalt schnell und variationsreich ändern – eine entscheidende Voraussetzung für unsere Fähigkeit zu sprechen», so Daniel McNeill. Auf diese Weise konnte sich eine differenzierte Phonetik ausbilden und mit deren Hilfe eine hochentwickelte Sprache, die weit mehr ist als ein Signal- oder Zeichensystem, sondern Medium des sozialen, intellektuellen und kulturellen Austausches. Durch den Hautmuskel und die Trennung von Nase und Lippen aber wird der Mensch zum mimischen Wesen, das mit seinem Gesicht mitzuteilen vermag, was sich der Sprache entzieht. ←

Dieser leicht gekürzte Beitrag ist Teil des Buches «Das Gesicht. Bilder, Medien, Formate», erschienen bei Wallstein (207 Seiten, 36 Franken, herausgegeben von Sigrid Weigel).



SIGRID WEIGEL (*1950) ist Literatur- und Kulturwissenschaftlerin; sie hat unter anderem in Hamburg, Zürich, Berlin, Princeton gelehrt und von 1999 bis 2015 das Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (Berlin) geleitet. Sigrid Weigel konzipierte die vielbeachtete Ausstellung des Dresdner Hygiene-Museums *Das Gesicht. Eine Spurensuche* (2017/18).

KATJA SCHWENZLER-ZIMMERER (*1968) ist Fachärztin der Mund-Kiefer-Gesichtschirurgie mit Spezialgebiet angeborene Gesichtsfehlbildungen. Seit 2003 in der Schweiz tätig, leitete sie an der Universität Basel mehrere multidisziplinäre wissenschaftliche Arbeitsgruppen mit den Schwerpunkten *Modellierung von Gesichtern* und *Gesicht und Identität*.

ROLAND GRÜTER



INTERPUNKTION *des Gesichts*

So sehr das Gesicht unsere Individualität spiegelt: Die Merkmale sind bei allen gleich. Punkt-Punkt-Komma-Strich, fertig ist das Angesicht.

Die Form des Gesichts lässt sich erstaunlich vereinfachen. Denken wir dabei nur an die Emojis, die Symbolköpfchen, die heute Smartphone-Benutzer im Sekundentakt um die Welt schicken. Rund 2600 Varianten gibt es davon, jährlich kommen 70 neue dazu.

Auch Kinder setzen sich allenthalben über die Individualität unseres Antlitzes hinweg. Punkt, Punkt, Komma, Strich – fertig ist das Angesicht. Literaturkritikerin Andrea Köhler schrieb dazu: «Ist es nicht sonderbar, dass das Konkreteste und Individuellste – ein Gesicht – auf das Abstrakteste und Allgemeinste – die Interpunktion – zu reduzieren

ist? Dass beispielsweise das Zeichen, das einen Satz beendet, ein Auge vorstellen kann? Ist doch nichts ausdrucksloser als ein einfacher Punkt. Zu einem Antlitz rundet sich deshalb immer nur das Ensemble der Zeichen. Und jede Lektüre eines Gesichts ordnet diesem sofort Empfindungen zu.» Kinder beherrschen die Interpunktion des Menschseins sogar früher als das Schreiben – das ist eine bemerkenswerte Leistung.

Natürlich könnte man C.G. Jung bemühen, um unser Faible für diesen Archetypus zu erklären. Viel wahrscheinlicher ist aber die Physiognomie für die Faszination verantwortlich, die Anordnung von Augen, Nase und Mund. Der deutsche Naturphilosoph Carl Gustav Carus (1789–1869) sprach zu Recht von einem «mystischen Trias».

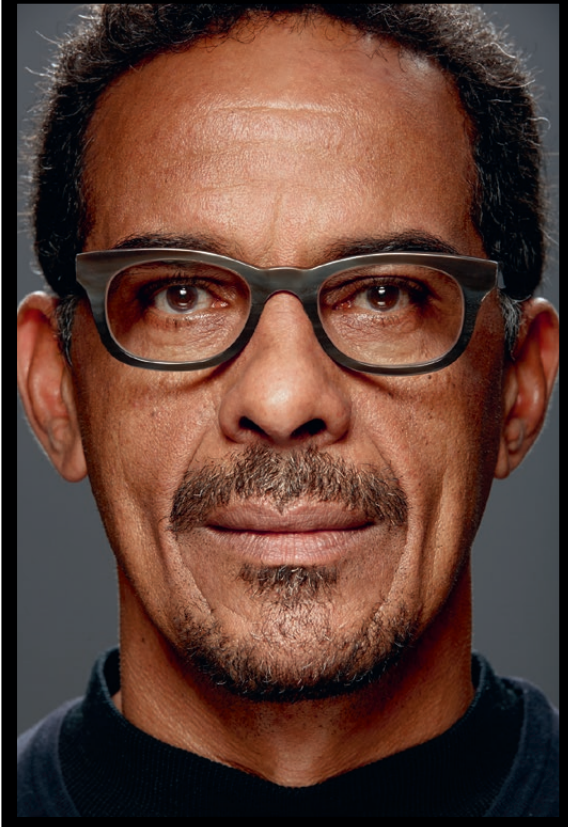
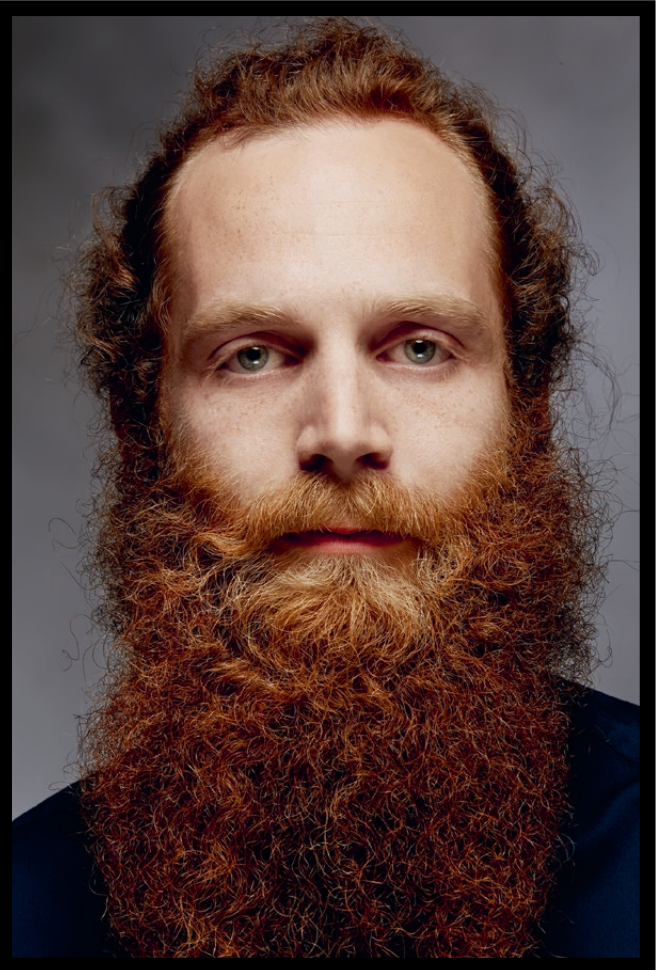
Seitdem Menschen das menschliche Gesicht darstellen, kommen sie auf dieses Grundmuster zurück. Es findet sich auf Jahrtausendalten Grabstelen und Skulpturen, in Wandmalereien und Masken völlig verschiedener Kulturkreise. Oder bei Pablo Picasso, Jean Dubuffet bis Joan Miró. Poetischer und hinter-sinniger kann Zeichensetzung nicht sein. Die deutsche Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Sigrid Weigel bilanziert: «Dieses fasziale Schema bildet (mit seinen Varianten) in seiner abstrakten Reduktion eine Art Widerpart zum expressiven und physiognomischen Gesicht, in das Falten des Alters und die mimischen Ausdrucksgebärden eingeschrieben sind.»

Punkt-Punkt-Komma-Strich reduziert uns damit aufs Wesentliche: aufs Menschsein. ←

YSABEL, PERU



NIKLAS, DEUTSCHLAND



OCTAVIO, ANGOLA



MARGARET, MALAYSIA





«Je reduzierter **DIE MIMIK,** desto interessanter wird es»

Schlüpft eine Schauspielerin in eine Rolle – setzt sie damit ein anderes Gesicht auf? Wie schafft sie es, das Mienenspiel zu kontrollieren und dieses bewusst einzusetzen? Bühnenkünstlerin *Susanne-Marie Wrage* beantwortet diese und andere Fragen.

«Das Mienenspiel ergibt sich aus der Figur, in die man schlüpft – oder die in einen schlüpft. Sie übernimmt das Kommando, bei mir zunächst über die Sprache, also was diese Figur sagt, was im Drehbuch oder im Stück steht. Die Sprache wird zur Handlung, daraus ergibt sich die Körperlichkeit der Figur und zum Schluss die Mimik. Die Mimik kann man also keinesfalls isoliert betrachten. Sie ergibt sich bei der Erarbeitung der Rolle, ist das Tor zur Seele der Figur. Sie ist das Tüpfelchen auf dem i.

Je reduzierter die Mimik ist, desto interessanter wird es: Reduce to the max. Dann wird mir als Betrachter nichts aufgezwungen. Dann wird ein Gesicht und damit ein Mensch oder eine Figur gleichsam transparent, das Gesicht wird zur Seelenlandschaft.

Im Kino, als Zuschauerin, empfinde ich es oft als grosses Geschenk, wenn mir der visuelle Spaziergang in dieser Landschaft erlaubt wird und ich in die Abgründe und Schönheiten schauen darf. Und als Schauspielerin, die in diesem Augenblick gefilmt wird, ist es der schönste Teil der Arbeit, der Kamera diesen Einblick im Moment der grössten Durchlässigkeit zu gewähren.

Ich weiss gar nicht, ob man überhaupt lernen kann, ein Gesicht aufzusetzen. Vielleicht, indem man es woanders abschaut, wenn man unterwegs ist, Menschen betrachtet, von denen man glaubt, sie könnten dem Rollenprofil entsprechen, und versucht, deren Gesichter, deren Mimik zu kopieren. Aber ein Gesicht aufzusetzen, ist von mir persönlich gar nicht erwünscht. Denn sichtbares Mienenspiel ist negativ konnotiert, auch im Alltag. Die Redensart «mach nicht so ein Theater» oder «der/die schauspielert wieder» wird umgangssprachlich immer als Ausdruck von Übertreibung und damit von Unehrllichkeit bewertet. Nein, im Spiel vor der Kamera und auf der Bühne ist anderes gefragt. Hier geht es zumeist um Ehrlichkeit, eben nicht um das Vormachen von etwas, sondern um das «Sein», um Authentizität.

Man kann zwar ein Gesicht aufsetzen, meine Erfahrung aber ist wie gesagt, dass es sich ergibt und den Menschen, der die Rolle spielt, auch wirklich verändert. Bis hin zur Physiognomie des Gesichtes. Das ist bei mir nicht anders. Schau ich alte Fotos von Aufführungen an, erkenne ich mich manchmal kaum. Und das hat nichts mit der Frisur, dem Make-up oder der Haarfarbe zu tun.

Nach getaner Arbeit zieht man die Rolle wieder aus. Sie ist wie ein Ganzkörperanzug, in den man schlüpft. Man darf sich Gedanken und Handlungen erlauben, die im täglichen Leben sanktioniert würden. Für die man ausgelacht oder beschimpft werden könnte. Man kann – ummantelt von der Figur – selbst das hohe Risiko eingehen, Empathie mit einem Mörder zu empfinden. Denn der Mörder, den ich spiele, das bin ja letzten Endes immer noch ich.

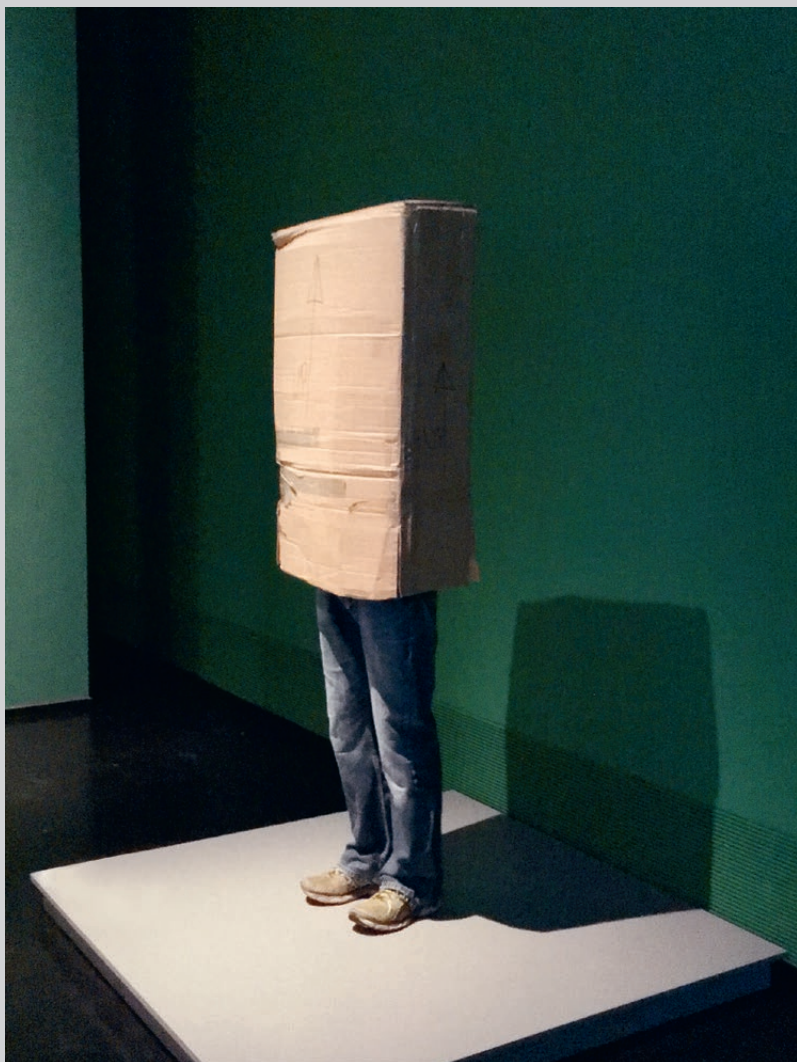
Im Theater zieht man die Rolle jeden Abend nach der Vorstellung wieder aus. Während eines mehrwöchigen Filmdrehs geniesse ich es aber, den «Anzug» selbst nach Drehschluss anzubehalten und damit auszugehen; damit schlafen und träumen zu gehen. Man hat dann andere Begegnungen mit Menschen und auch andere Träume. Das funktioniert ohne Kollateralschäden aber nur, wenn man fern der Heimat und der Familie ist.

Ich betrachte mich lieber auf Fotos, auf denen mich ein anderer Mensch beseelt. Der Blick in den Spiegel ist mir oft zu nah. Die Unzulänglichkeiten, die ich da zu entdecken vermeine, kann ich weniger verzeihen, als wenn ich mein Gesicht unter dem Deckmantel einer Figur geschützt sehe.

Das Mienenspiel ist mein wichtigstes Werkzeug, zumindest vor der Kamera. Im Theater liegt das Gewicht deutlich auf der Sprache. Im Film liegt das Brennglas ganz klar auf dem Gesicht, je näher die Kamera ihm kommt, desto mehr kann sie in das Innere dringen und das Denken und Fühlen sichtbar machen. Dann kann es so weit gehen, dass das Gesicht immer ruhiger wird und nur noch die Augen innerhalb von Sekundenbruchteilen all jene Seelenzustände durchdeklinieren, durch die ein Mensch, sprich die Figur in diesem Augenblick gehen kann. Ich persönlich liebe es, Gesichter zu betrachten. Mit der Zeit erlangt man die Fähigkeit des sprichwörtlichen Gedankenlesens, weiss manchmal – bevor es das Gegenüber selbst realisiert –, in welcher Stimmung es ist. Oder diese Fähigkeit ist einem mit auf den Weg gegeben worden und hat dazu geführt, dass man Schauspielerin wurde? Ich weiss es nicht.» ←



SUSANNE-MARIE WRAGE (*1965) ist vielgelobte Schauspielerin und Regisseurin. Sie war unter anderem in mehreren *Tatort*-Folgen zu sehen und gehört zum Ensemble des Schauspielhauses Zürich. Derzeit ist sie im Stück *Die Toten* zu sehen, Barbara Frey führt darin Regie.



THORSTEN BRINKMANN, *Upper Ich*, 2006.

Künstlerjeans, Künstlerschuhe, Plastikbeine, Karton.

Courtesy der Künstler & Gallery Feldbusch Wiesner Rudolph, Berlin. © 2019 ProLitteris, Zurich.

Mit einer bis zu den Hüften über den Kopf gestülpten Kartonschachtel steht die Skulptur in Jeans und Turnschuhen im Raum. Lebensgross begegnet die Arbeit dem Betrachter scheinbar als reale Person, die gleich in Erscheinung tritt, sobald der Karton von deren Kopf gezogen wird. Der Museumskontext macht jedoch klar, dass hier die Regel «bitte nicht berühren» gilt. Warum juckt es uns dennoch, den Karton zu entfernen, um das Gesicht betrachten zu können?

Viele Arbeiten von Thorsten Brinkmann sind Selbstporträts, so auch diese Figur. Dabei reiht sich das Werk in eine lange Tradition von gesichtslosen Abbildungen des Künst-

lers ein. «Ich hab' nichts gegen mein Gesicht, gar nichts!», beteuert Thorsten Brinkmann. Ihn interessiert, wie sich die Bedeutung der Dinge verändert, wenn er sie einfach anders benutzt. Hier zum Beispiel, indem er eine alte Kartonschachtel offensichtlich in den Vordergrund stellt. Obwohl *Upper Ich* nichts anderes zeigt als Schuhe, Hose und einen Alltagsgegenstand: Ist es nicht das Gesicht, welches dennoch die Hauptrolle spielt?

Die Skulptur veranschaulicht in der Ausstellung, was passiert, wenn das Gesicht nicht mehr präsent ist: Ein Mensch wird universeller und nicht mehr als eigener Charakter oder Person wahrgenommen. sw

Auf dem Sperrmüll und in seinem Atelier voller gebrauchter Alltagsgegenstände findet **Thorsten Brinkmann** (*1971, Herne, DE) die Bausteine für seine Skulpturen, Fotografien und raumübergreifenden Installationen. Nach einem Studium in Visueller Kommunikation absolvierte er ein Studium der Bildenden Kunst und begann schon damals mit dem Sammeln von skurrilen Alltagsgegenständen. Die unzähligen Dinge wie Einrichtungs- oder Haushaltsgegenstände, Textilien, Schrott oder Gerümpel türmt er zu Sockeln und Skulpturen auf oder verwandelt sie in Wunderkabinette.



Verräterische ZÜGE

Knollen- oder Stupsnase, kantiges oder rundes Kinn: Gesichter sind so unverwechselbar wie ein Fingerabdruck. Computeralgorithmen nutzen das nicht nur, um Personen zu identifizieren – sie können aus unserem Antlitz Erstaunliches ablesen.

Dass einem Wissenschaftler nach der Veröffentlichung seiner Studie Gewalt angedroht wird, dürfte eher selten sein. Michal Kosinski, Psychologe an der US-Universität Stanford, ist aber genau das passiert. Seine Geschichte verrät einiges über den aktuellen Stand der automatisierten Gesichtserkennung. Sie zeigt aber auch, welche Ängste diese neue Technologie hervorruft.

Kosinski und Studienkollege Yilun Wang hatten herausfinden wollen, ob ein Computer die sexuelle Orientierung eines Menschen erkennen kann – und zwar einzig anhand eines Porträtfotos. Dazu hatten sie eine handelsübliche Gesichtserkennungs-Software mit Hunderttausenden von Aufnahmen gefüttert. Die Bilder stammten aus öffentlich sichtbaren Profilen eines Dating-Portals. Zu jedem hatten die Forscher die Software zusätzlich darüber informiert, ob die abgelichtete Person homo- oder heterosexuell ist.

Nach dieser Trainingsphase präsentierten die Forscher dem Computer jeweils zwei unbekannte Gesichter – eines von einem schwulen und eines von einem heterosexuellen Mann. In 81 Prozent der Fälle gelang es dem Algorithmus, die sexuelle Orientierung der Abgebildeten zu erraten. Durfte sich die Software fünf Fotos jeder Testperson anschauen statt bloss eines, stieg die Zahl der korrekten Antworten auf 91 Prozent. Menschliche Juroren, denen dieselben fünf Fotos vorgelegt wurden, lagen vergleichsweise nur in 61 Prozent der Fälle richtig.

Wissenschaftler im Shitstorm

Die Medien berichteten über die Studie. Kurz darauf brach ein Shitstorm los, der die Autoren völlig kalt erwischte. «Ich bekam so viele Morddrohungen, dass ein Polizist auf dem Gang vor meinem Zimmer stationiert wurde», erinnert sich Kosinski. «Dabei war die Publikation eigentlich als Warnung gedacht, als Aufruf zum Handeln.»

Tatsächlich beschreiben Kosinski und Wang in ihrer Veröffentlichung ausführlich die Risiken, die solche Verfahren mit sich bringen. In acht Ländern müssen Homosexuelle nach Angaben der International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association (ILGA) noch heute um ihr Leben fürchten, etwa in Saudi-Arabien oder im Sudan. In anderen Staaten werden sie massiv diskriminiert. Die immer bessere Gesichtserkennung bedeutet dort für viele Homosexuelle eine handfeste Bedrohung.

Das ist die Kehrseite einer Technologie, die momentan rasante Fortschritte macht und die in vielen Bereichen des Alltags bereits Fuss gefasst hat: Smartphones und Computer erkennen ihren rechtmässigen Nutzer am Antlitz. An Flughäfen übernehmen Gesichtsscanner die Passkontrolle, immer aufmerksam und ermüdungsfrei. Wer seine Fotos in den Cloudspeicher von Google hochlädt, kann diese auf Wunsch nach den darauf abgebildeten Gesichtern sortieren lassen. Das Bild von der Oma mit dem Enkel ist dann in Sekundenbruchteilen gefunden.

Manche Algorithmen diagnostizieren anhand von Gesichtszügen treffsicher bestimmte Krankheiten. Andere erkennen, wenn Kleinkinder unter Schmerzen leiden, und sollen bald sogar abschätzen können, wie stark die Qualen der kleinen Patienten sind. Gut möglich, dass die neue Technologie in nicht allzu ferner Zukunft auch in Auto-Cockpits Einzug hält: Forscher tüfteln bereits an Verfahren, die aus der Mimik des Fahrers schliessen können, wie müde er ist.

Gesichtserkennung am Bankschalter

Selbst die Bezahlung per Gesichtserkennung ist dem Science-Fiction-Stadium längst entwachsen. Das finnische Unternehmen Uniqul hat dazu bereits vor gut zwei Jahren ein Pilotprojekt mit einer Luxemburger Bank durchgeführt. Zum Namen des Geldinstituts hält man sich bedeckt, nur soviel: Die Technologie sei sehr zuverlässig gewesen. «Das System wurde während des Tests täglich von rund 150 Personen genutzt, in der Hauptsache von Bankangestellten», sagt Uniqul-Geschäftsführer Ruslan Pisarenko. «Es konnte alle von ihnen identifizieren», sie mussten sich also nicht länger mit Logins oder Ausweisen identifizieren. Um zu verhindern, dass die Software sich von Fotos oder 3D-Prints täuschen liess, hatten die finnischen Entwickler ihr Verfahren mit einer Art «Blinzel-Detektor» kombiniert. «Dadurch haben wir verifiziert, dass es sich tatsächlich um eine lebendige Person

handelte.» Die Ergebnisse zeigen, dass die Technologie im Prinzip einsatzbereit ist. Mit der Einführung in die Praxis hapert es in der EU allerdings. China sei hier etwas weiter, erklärt Pisarenko. Aber auch dort werde Gesichtserkennung zur Bezahlung im Einzelhandel bislang nur in einzelnen Testprojekten eingesetzt.

Egal ob Gesichtserkennung wichtige Informationen liefert oder nur den Alltag etwas einfacher macht: Sie bedeutet immer auch einen Eingriff in die Privatsphäre. Solange wir selbst entscheiden können, ob uns das die Sache wert ist, ist das unproblematisch. Aber schon bei den Foto-Algorithmen von Google wird es heikel: Vielleicht möchten die Abgebildeten ja gar nicht, dass ein US-Unternehmen ihre Gesichter scannt – wer weiss schon, in welche Hände diese Informationen geraten können. In Ländern wie der Schweiz und Deutschland ist diese Funktion denn auch aus Datenschutzgründen nicht verfügbar.

Menschen stehen unter Beobachtung – und unter Verdacht

Auch als das deutsche Innenministerium 2017 am Bahnhof «Südkreuz» in Berlin erstmals den Einsatz einer «intelligenten» Videoüberwachung testete, liess die Kritik von Öffentlichkeit und Datenschützern nicht lange auf sich warten. Dabei ist das in der deutschen Hauptstadt eingesetzte System noch meilenweit von dem entfernt, was die Software-Firma Faception zu können behauptet. Die verspricht nämlich, Übeltäter zu identifizieren, die noch niemals behördlich auffällig wurden. Dazu hat sie eine selbst lernende Software entwickelt, die angeblich aus jedem Gesicht die unterschiedlichsten Dinge ablesen kann: Wie es um die Intelligenz der abgebildeten Person bestellt ist. Ob sie professionell Poker spielt. Oder eben, ob sie kriminell ist oder möglicherweise einen Terroranschlag plant.

Auf dieser Basis liessen sich potenzielle Verbrecher verhaften, bevor sie Schaden anrichten könnten, verspricht Faception auf seiner Webseite. Die Trefferquote ist dabei angeblich hoch: «Wir implementieren ein Kriterium, sobald wir eine 75- bis 80-prozentige Genauigkeit erreicht haben.» Überprüfbare Quellen nennt Shai Gilboa, Geschäftsführer und Mitbegründer der Firma, allerdings nicht. Die Ergebnisse chinesischer Wissenschaftler stützen seine Angaben jedoch: Diese hatten 2016 eine Gesichtserkennungs-Software mit Ausweisbildern von Verbrechern und unbescholtenen Bürgern gefüttert. Nach einer Trainingsphase konnte der Algorithmus mit fast 90-prozentiger Genauigkeit neue Bilder korrekt einer der beiden Gruppen zuordnen.

Ein Ansatz, der die Welt zu einem besseren Ort machen könnte? Oder doch eher Horrorszenario? Experten haben an

der Nützlichkeit derartiger Verfahren jedenfalls so ihre Zweifel. «Solche Algorithmen erlauben letztlich nur statistische Aussagen», betont Rasmus Rothe, der mit seinem Berliner Unternehmen Merantix den Einsatz künstlicher Intelligenz in der Industrie vorantreiben möchte. Was die Algorithmen sagen, ist: Wer so aussieht wie du, ist statistisch gesehen häufiger kriminell. Wenn man aber von diesem Zusammenhang auf einzelne Menschen schliesst, kommt es zwangsläufig zu Fehleinschätzungen. Eine Trefferquote von 90 Prozent heisst eben auch, dass das Verfahren in einem von zehn Fällen falsch liegt. Problematisch wird das vor allem, wenn das Merkmal, nach dem man sucht, sehr selten ist. Die Zahl potenzieller Attentäter in Deutschland etwa ist so überschaubar, dass auf jeden Treffer Tausende zu Unrecht Verdächtige kommen dürften.

Dass unser Gesicht einiges über uns verrät, bezweifelt aber auch Rasmus Rothe nicht. Er war 2016 an einer Studie der ETH Zürich beteiligt, die diesen Fakt sehr eindrucksvoll demonstriert. Die ETH-Forscher nutzten die «Likes» von Facebook-Nutzern, um per Computer deren Persönlichkeit zu analysieren. Diese Vorhersage wurde deutlich genauer, wenn sie die Software nicht nur mit den digitalen Sympathie-Bekundungen des jeweiligen Users fütterten, sondern auch mit seinem Profilbild.

Insgesamt war die Software übrigens erstaunlich treffsicher: Standen ihr zehn Likes sowie das Profilbild zur Verfügung, konnte sie den Charakter des entsprechenden Nutzers ähnlich gut einschätzen, wie es normalerweise ein guter Freund schafft. Bei zwanzig Likes plus Foto übertraf sie sogar die Kenntnisse eines typischen Ehepartners.

Bessere Einschätzung als der eigene Partner

Auch in der Erkennung von Emotionen sind Computerprogramme inzwischen ziemlich gut. Wie wenig aufwändig es ist, aus einem Handy einen Gefühlsdetektor zu machen, zeigt etwa die App «Loki». Der kanadische Student Kevin Yap hat sie zusammen mit drei Freunden programmiert, innerhalb von 24 Stunden. Dabei konnte er allerdings auch auf der Vorarbeit von Apple aufbauen: Der Konzern hat sein iPhone X mit der Fähigkeit ausgestattet, aus Bildern der Frontkamera die Gesichtszüge des Nutzers zu extrahieren. Mehr als 50 Parameter wertet das Handy aus, darunter etwa die Bewegung der Mundwinkel oder der Augen.

Die vier Entwickler nutzten diese Funktion, um ihre App zu trainieren: Sie fütterten Loki mit rund 100 Gesichtsausdrücken, zu denen sie die jeweils dazugehörige Emotion angaben. Dadurch lernte das Mini-Programm, wie sich die Mimik je nach Gefühlslage typischerweise verändert. Mitt-

lerweile erkennt Loki Emotionen in Echtzeit und passt beispielsweise den Inhalt eines Newsfeeds je nach Stimmung des Nutzers an. Ähnliche Algorithmen lassen sich künftig aber auch nutzen, um uns gezielt Werbung zuzuspielen, warnen die Loki-Macher.

Technologie hat auch Vorteile

Andererseits könnte die App auch dazu beitragen, Menschen mit emotionalen Problemen besser zu helfen. Der Maschinenethiker Oliver Bendel von der Hochschule für Wirtschaft in Windisch AG hat dazu kürzlich ein Beispiel vorgestellt – den «Bestbot». Dabei handelt es sich um ein Computerprogramm, das über das Internet Gespräche mit

Nutzern führen kann. Der Bestbot wertet dafür Bilder der Webcam aus, um die Gefühlslage seines Gesprächspartners einzuschätzen. Er kann sich so besser auf ihn einstellen und beispielsweise versuchen, ihn aufzumuntern. In bestimmten Fällen schlägt er sogar vor, sein Gegenüber mit einer Hilfe-Hotline zu verbinden.

Für den Praxiseinsatz hält Bendel sein Geschöpf dennoch für ungeeignet – dazu sei der Eingriff in die Privatsphäre zu gross. «Ich lehne Gesichtserkennung im öffentlichen Raum ab und finde sie auch bei Chatbots heikel», sagt er. Die Frage sei, ob die Chancen dieser Technologie tatsächlich ihre Risiken überwiegen. «Letztlich ist es der alte Kampf zwischen Sicherheit und Freiheit.» ←



Die GESCHICHTE der Gesichtsdeutung

Der Merkmalskatalog ist 26 Seiten lang. Detailliert ist darin aufgeführt, was sich aus dem Antlitz eines Menschen lesen lässt. Ein trapezförmiges Gesicht? Spricht für Tatkraft, Erfolgsorientierung, manuelles Geschick. Dünne, pergamentartige Haut? Zeugt von Sensibilität und der Schwierigkeit, sich abzugrenzen. Durchlaufende Augenbrauen? Die Aufstellung stammt von einer Schweizer Physiognomik-Expertin, die auf ihrer Webseite unter anderem Online-Coachings zur Gesichtsdeutung anbietet (In 100 Tagen zum Gesichtslese-Profi). Der Wunsch, aus dem Antlitz eines Mitmenschen verlässliche Aussagen zu seinem Charakter ablesen zu können, ist weit verbreitet. Personaldienstleister werben auf ihrer Webseite sogar für den Einsatz dieser Methode in der Personalanalyse.

Standardwerk der Physiognomie

Die Wurzeln der Physiognomik reichen lange zurück. Eines der ältesten Bücher zu diesem Thema ist vermutlich um 300 vor Christus entstanden: das Werk *Physiognomonica*, das fälschlicherweise oft Aristoteles zugeschrieben wird. «Weiches Haar zeigt Feigheit an?», heisst es darin; schliesslich hätten die ängstlichsten Tiere wie Hasen oder Rehe das weichste Fell. Und «Männer mit kleinen Ohren» hätten «das Naturell von Affen». Auffällig

ist, dass die Autoren menschliche Eigenschaften oft aus der Analogie zu Tieren ableiteten – ein Gedanke, den Ende des 16. Jahrhunderts der neapolitanische Arzt Johann Baptista Porta in seinem Buch *De humana physiognomonia libri* aufgriff.

Im deutschsprachigen Raum war es vor allem der Schweizer Pastor Johann Caspar Lavater, der die Gesichtsdeutung populär machte. 1772 veröffentlichte er sein Buch *Von der Physiognomik*, in dem er die Kenntnis dieser «nützlichen Wissenschaft» pries und dem später ein vierbändiges Werk zum selben Thema folgte. Darin vertritt er auch die These, dass Verbrecher sich oft durch eine spezifische Physiognomie auszeichnen – ein Gedanke, der fast 100 Jahre später vom italienischen Gerichtsmediziner Cesare Lombroso (1835–1909) aufgegriffen werden sollte. Dabei waren schon Lavaters Ansichten auf Widerspruch gestossen. Zu seinen Kritikern zählte etwa der deutsche Naturforscher Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799). In seinen *Sudelbüchern* schrieb er: «Wenn die Physiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet, so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Taten getan haben, die den Galgen verdienen.» Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte der Deutsche Carl Huter die Schädelkunde weiter und begründete das Feld der «Psycho-

Physiognomik». Er entwickelte detaillierte Aufstellungen menschlicher Gesichtszüge und die dazugehörigen Deutungen. Unter den Nazis erlebten solche Erkenntnisse die letzte Hochblüte. Einer wissenschaftlichen Überprüfung halten die behaupteten Zusammenhänge in der Regel aber nicht stand.

Der Mann wird ein wenig lesbar

Eine Ausnahme ist die Gesichtsbreite, fachsprachlich «Facial Width-to-Height Ratio» (fWHR). So sind Studien zufolge Männer mit breitem Gesicht aggressiver und weniger vertrauenswürdig. Ein möglicher Grund für diesen Zusammenhang: Die Gesichtsbreite wird durch das männliche Sexualhormon Testosteron beeinflusst. Ein hoher Testosteronspiegel in der Jugend führt zu einem grösseren fWHR-Wert. Möglicherweise sorgt das Hormon auch für Persönlichkeitseigenschaften, die eher als typisch männlich gelten – etwa eine höhere Aggressivität.

Eventuell sind aber auch ganz andere Effekte am Werk. So haben kalifornische Psychologen kürzlich ein interessantes Experiment durchgeführt: Sie legten Versuchspersonen das Foto eines Mannes vor und baten sie um eine Charaktereinschätzung. In manchen Fällen hatten sie das gezeigte Gesicht zuvor am Computer schmaler gemacht, bei anderen breiter. Hatte der Mann ein breites Gesicht, hielten ihn die Probanden für deutlich egoistischer.



Egal ob Gesichtserkennung wichtige Informationen liefert oder nur den Alltag etwas einfacher macht: Sie bedeutet immer auch einen Eingriff in die Privatsphäre.

FALTEN- -

die Signaturen des Lebens

Letzthin legte Béla wieder mal seine Hand in die meine, wie immer, wenn der Dreijährige Trost sucht, und schaut hoch zu mir. Ich bin von der Unschuld des Buben immer wieder von Neuem berührt: Das Leben hat in seinem Gesicht noch nicht die kleinste Spur hinterlassen, es ist glatt wie eine Wiese nach einer durchschneiten Nacht. Und es wird noch Jahre dauern, bis Lachen, Weinen, Staunen und Freuden seine rosafarbene Haut aufbrechen und darin erst feine, dann immer gröbere Falten werfen, bis im Antlitz kaum Platz für neue bleibt.

Nach einem dieser Augenblicke trat ich vor den Spiegel und schaute mich darin genauer an – und was ich sah, liess mich genauso staunen. Denn mein Gesicht erzählt so manche Geschichte, die Falten haben sie mir deutlich dorthin geschrieben: Die Falten um die Mundwinkel erinnern mich an Momente des Lachens, an all die Freuden der vergangenen 58 Jahre. Die Denkerfalte, die meine Stirn in der Mitte hart und prägnant teilt, zeugt vom Sinnieren über die vielen Sachen, die mich klug machen sollten. Und die Falten, die auf der Stirne Wellen schlagen, spiegeln unzählige Momente des Staunens. Nein, ich möchte kein einziges Grübchen, keine der Gruben missen. Ohne sie wäre mein Gesicht wie ein Buch, aus dem man die Vokale radiert hat; unvollständig und fremd.

Im Internet finden sich Millionen von Tipps, wie wir Falten vorbeugen, wie wir diese mildern oder sogar beheben. Ich habe aber keinen einzigen gefunden, wie wir in Anstand Falten bekommen. Oft genug wird stattdessen die Anatomie der Haut beklagt. Denn sie ist unzuverlässig wie Donald Trump und schwächelt mit jedem Lebensjahr mehr. Die entsprechenden Ausführungen sind erstaunlich moralisch. Als sei ein aalglattes Äusseres das Symbol von Willenskraft und Vernunft – und Falten das Mahnmal einer laschen Lebensführung, also selbstverschuldet. Ein natürlicher Vorgang? Wo denken Sie hin!

Befeuert werden diese Klischees von einer riesigen Industrie, die uns mit Salben und Skalpellen von dem Makel welcher Haut befreien will. Ihre Propaganda bleibt nicht unerhört. Allenthalben wird geschmiert, gehadert. Wir lassen uns pro Kopf und Jahr die kosmetischen Wundermittel 219 Franken kosten. Dabei wäre das Geld weit besser investiert, würden wir damit ein Buch über die Vergänglichkeit des Lebens kaufen. Und lesen statt lasern. Denn genau davon erzählen die Falten auch.

Letzthin ist ein guter Freund gestorben. Sein Leiden hatte sich tief in sein Gesicht gefressen. Als er nun aber nach dem Tod vor mir in seinem Sarg lag, waren die Falten weg, verschwunden. Er sah erstaunlich jung und frisch aus. Seither liebe ich meine Falten doppelt. Denn wer lebt, wirft Falten. Was für ein Geschenk. Béla darf sich darauf freuen. ←

Der kalifornische Psychologe und Ökonom Michael Haselhuhn und seine Kolleginnen fragten sich nun, ob diese Einschätzung eine Auswirkung auf das Verhalten der Teilnehmer hatte. Sie liessen ihre Versuchspersonen in einem Spiel gegen Partner mit unterschiedlicher Gesichtsbreite antreten. Erstaunliches Ergebnis: Die Teilnehmer verhielten sich selbst umso selbstsüchtiger, je breiter das Gesicht ihres Gegenübers war. Sie begegneten dem mutmasslichen Egoisten also ihrerseits mit Egoismus. Diese eigennütziges Spielweise beeinflusste wiederum ihre Spielpartner, die sich dann tatsächlich egoistischer verhielten: Die Erwartungshaltung ihrer Umgebung hatte auf sie abgefärbt. Vielleicht sind die negativen Persönlichkeitseigenschaften von Männern mit breitem Gesicht also keine Folge des Testosterons, sondern schlicht eine «self-fulfilling prophecy». ←



FRANK LUERWEG (*1969) ist gelernter Biologe und Wissenschaftsjournalist. Neben den Chancen und Risiken der Digitalisierung gilt sein Interesse vor allem der Verhaltensforschung und der Psychologie. Luerweg lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Norddeutschland. Die Gesichtserkennung an seinem Laptop hat er deaktiviert.



TOM STAYTE, #selfie, 2014.
Installation.

Im Raum ist das Rattern einer Maschine zu hören und Blätter fallen zu Boden. Ein kleiner Drucker, angeschlossen an einen iMac, druckt alle 12 Sekunden ein Selfie-Foto aus. Zu Füßen des Besuchers sammeln sich somit tausende Schwarzweissfotos mit Gesichtern, die uns zum Betrachten auffordern. Oder warum sich nicht mal in ein Meer von Gesichtern «hineinlegen»? Vielleicht sogar ein fremdes Porträt mit nach Hause nehmen?

Für #selfie entwickelte Tom Stayte mit Spezialisten eine massgeschneiderte Computersoftware, die auf die öffentlich zugängliche Instagram-API zugreifen kann. Bilder, die in sozialen Medien mit «#selfie» gekennzeichnet sind, werden unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung von der Software gesammelt. Ein angepasster Gesichtserkennungs-

algorithmus scannt dann die heruntergeladenen Bilder, um das uns heute bestens bekannte «Einzelporträt» zu identifizieren und auszudrucken. Mittlerweile besteht die Arbeit aus über 150 000 Einzelbildern, die seit der ersten Ausstellung im Jahr 2014 produziert wurden.

Die Installation #selfie untersucht, wie das Internet und das damit verbundene Teilen von Porträtfotos unsere Bereitschaft, dem Unbekannten zu vertrauen, gepusht haben. Sie macht die sonst nicht greifbare «Wolke», in der sich all unsere digital versendeten Daten befinden, auf eine eindruckliche Weise spürbar. Wer sich dadurch nicht abschrecken lässt, kann in der Ausstellung sein eigenes Selfie mit «#tomstayte» drucken. sw

Die kreative Praxis von **Tom Stayte** (*1988, Sheffield, GB) kommentiert die Rolle des Einzelnen in der postdigitalen Kultur und bietet einen Blick auf eine Welt im Wandel. Mit Installationen und Kunstbüchern reflektiert der Künstler unsere Bereitschaft, dem zu vertrauen, was wir nicht verstehen, und wie unser Wunsch, einzigartig zu sein, letztlich nur unsere Gemeinsamkeiten offenbart.



WER hätte das GEDACHT?

45 Prozent

der Männer tragen einen Bart. Der Anteil bei jungen Männern ist sogar höher: Er liegt bei 62 Prozent. Der weltweit längste Bart wurde am Kinn des Norwegers Hans Langseth gemessen. Dessen Wildwuchs war 5,33 m lang.

Im Gesicht sind **50 Muskeln** angesiedelt.

Zum Lächeln werden 17 aktiviert. Bemerkenswert: Die Wissenschaft unterscheidet 16 bis 18 verschiedene Arten des Lächelns.

2 von 100

Schweizern und Schweizerinnen leiden an einer körperdysmorphen Störung. Sie beschäftigen sich intensiv mit einem oder mehreren wahrgenommenen Makeln ihres Aussehens, vor allem im Gesicht, aber auch bezogen auf andere Körperbereiche – und versuchen diese mit allen Mitteln zu kaschieren oder zu korrigieren.

Nur **0.05 Sekunden** dauert

die sogenannte Mikromimik – eine zuckende Augenbraue oder ein flatterndes Lid verrät in Windeseile unsere Gedanken und Absichten. Glück gehabt: Nur 3 von 1000 Menschen können diese erkennen und lesen.

Unsere Ohren wachsen ein Leben lang: Nur **0.22 Millimeter pro Jahr**, bis wir 80 sind immerhin fast zwei Zentimeter.

Weniger als eine **halbe Sekunde** brauchen wir, um ein Gesicht zu erkennen, um fremde von vertrauten Menschen zu unterscheiden. Das funktioniert selbst dann, wenn das letzte Zusammentreffen Jahre zurückliegt und eine Person ihr Aussehen verändert.

Die Kosmetikindustrie setzt weltweit jährlich eine Viertel Billion Dollar um. Allein **2.3 Milliarden Franken** geben Schweizerinnen und Schweizer für Pflegeprodukte, Kosmetika und die Schönheit aus.

2005

wurde die erste Gesichtstransplantation durchgeführt. Die Französin Isabelle Dinoire war zuvor vom eigenen Hund angefallen worden. Die damals 38-Jährige erhielt den unteren Teil des Gesichtes von einer hirntoten Spenderin – ein Dreieck aus Nase, Mund und Kinnpartie. Im März 2010 gelang es spanischen Medizinern erstmals, ein vollständiges Gesicht zu verpflanzen.

Um einen ersten Eindruck von einem Fremden zu erhalten, braucht es nur **eine Zehntelsekunde** – und dieser ist erstaunlich korrekt, wie Studien der US-Forscher Janine Willis und Alexander Todorov von der Princeton University (New Jersey) zeigen. Der Eindruck stimmt meist mit den Eigenschaften des Gegenübers überein.

2 Prozent

der Bevölkerung leiden an einer angeborenen Prosopagnosie, an einer Gesichtserkennungsschwäche oder Gesichtsbblindheit. Sie erkennen bekannte Personen anhand ihres Gesichtes nicht.

50 000 Menschen

lassen sich in der Schweiz jedes Jahr im Gesicht operieren. Faltenbekämpfung steht bei Frauen und Männern gleichermaßen an erster Stelle. Gemäss *Tages-Anzeiger* gibt es hierzulande pro 10 000 Einwohner 59 Schönheitsoperationen. Ein Wert, der weltweit von keinem anderen Land erreicht wird. In den USA kommen beispielsweise auf 10 000 Einwohner lediglich 35 Eingriffe.

Egal ob auf dem Mars oder im Käsetoast:

Menschen erkennen überall Gesichter, auch dort, wo es gar keine gibt. Dieses Phänomen heisst Pareidolie, es treibt erstaunlich viele Menschen um.

Auf Twitter beispielsweise folgen mehr als **600 000 Menschen** der Seite *Faces in Things* (Gesichter in Dingen). Dort werden Bilder von grimmig blickenden Wischmops, glotzenden Betonpollern etc. gezeigt.



POPSTAR

der Psychologie

Paul Ekman (85), der amerikanische Psychologe, gilt als Pionier der nonverbalen Kommunikationsforschung, der Mimik. Seine Bücher sind Bestseller, seine Forschung ist aber nicht unumstritten.

Die US-Firma HireVue hat einen Algorithmus entwickelt, der in Bewerbungsgesprächen kleinste Gefühlsregungen aus dem Gesicht der Menschen herauslesen kann. Die Methode funktioniert so: Ein Kandidat spricht zu Hause in die Kamera eines Smartphones oder Laptops, währenddessen das Gesicht von einem Computerprogramm gescreent wird. Ein Algorithmus vermisst dabei verschiedene Punkte, um aus den Mustern wichtige Schlüsse über den Bewerber zu ziehen. Ist der Kandidat motiviert? Lächelt er künstlich? Sagt er die Wahrheit über seine Ausbildung? Setzt er ein Pokerface auf, um mögliche Schwachstellen zu überspielen? Der Traum vom Lügendetektor ist so alt wie die Menschheit – mit der Screening-Software von HireVue soll er Wirklichkeit werden.

Die Mimik – eine universelle Sprache

Die Emotionsmesstechnologie geht zurück auf den US-Psychologieprofessor Paul Ekman. In den Jahren 1967 und 1968 reiste dieser mit seinem Berufskollegen Wallace Friesen nach Papua-Neuguinea, um das Kommunikationsverhalten eines indigenen Papua-Stammes zu erforschen. Dieser lebte dort abgeschieden im Urwald. Die Ureinwohner nutzten noch Stein- Utensilien und besaßen keine Schriftsprache. Die Kultur kannte weder Fernsehen, Filme noch etwelche Bilder.

Im Rahmen ihrer Feldforschung konfrontierten die Wissenschaftler die Ureinwohner mit einer Reihe von Gesichtern. Die Teilnehmer sollten auf jenes Bild zeigen, das ihrer Ansicht nach am ehesten mit einem vorgegebenen Gefühlszustand korrespondiert. Bemerkenswert: Die Ergebnisse waren nahezu identisch mit einer vorher durchgeführten interkulturellen Studie, an der Probanden aus 23 Ländern teilgenommen hatten. Die Forscher schlossen daraus, dass es so etwas wie einen universellen Gefühlshaushalt der Menschen geben muss. Bereits Charles Darwin hatte in seinem 1872 veröffentlichten Werk *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren* ähnliche Vermutungen angestellt. Die Systematisierung menschlicher Emotionsausdrücke war aber bis zu Ekman nicht entscheidend vorangekommen.

Vor genau 50 Jahren publizierte dieser mit seinem Kollegen in der Fachzeitschrift *Psychiatry* einen Aufsatz mit dem Titel *Nonverbal Leakage and Clues to Deception*, was soviel heisst wie: nonverbales Auftreten und Hinweise auf Täuschung. Die Forscher wollten herausfinden, ob man aus dem Körper – den Händen, Füßen oder dem Gesicht – bestimmte Wahrheiten und Verhaltensweisen, die der Mensch verbirgt, herauslesen kann. Ihre Hypothese: Es gibt hinter der verbalen Kommunikation, also dem, was man sagt, immer auch eine zweite, nonverbale Ebene, welche die Person gewissermassen ehrlich macht – und entlarvt.

Man kann also nie nicht kommunizieren – jedes Verhalten hat Mitteilungscharakter. Als Zentralorgan dieser unbewussten Kommunikationsform machten die Forscher das Gesicht aus. Die Wissenschaftler identifizierten darin sieben Affektzustände, die mit der Bewegung verschiedener Gesichtsmuskeln einhergehen: Glück, Wut, Angst, Überraschung, Traurigkeit, Abscheu und Interesse. Der Aufsatz machte Ekman schlagartig berühmt.

In den 1970er Jahren entwickelten Ekman und Friesen ein Verfahren zur Mimik- bzw. Emotionserkennung: das Facial Action Coding System, kurz FACS. Die Forscher klassifizieren und katalogisieren über 7000 Gesichtsausdrücke mit den dazugehörigen Muskelbewegungen. In zahlreichen empirischen Studien versuchten sie zu belegen, dass Gesichtsausdrücke nicht kulturell variieren, sondern als universales Zeichensystem über mehrere Kulturkontexte hinweg geteilt werden. Diese Taxonomie gilt heute als Standardwerk, sie wird heute unter anderem auch auf Primaten wie Schimpansen angewandt.

Man kann also nie nicht kommunizieren – jedes Verhalten hat Mitteilungscharakter.

Ein Fan von Sigmund Freud

Ekman wurde 1934 in Washington D.C. geboren und verbrachte die ersten Jahre seines Lebens in Newark im US-Bundesstaat New Jersey. Sein Vater ging zur Armee. Die Jahre im Krieg verbrachte Ekman in Oregon und Südkalifornien. Früh begann er, sich für Psychologie zu interessieren. An der University of Chicago, wo er zusammen mit Susan Sontag, Mike Nichols und Elaine May studierte, las er Sigmund Freud. Er sog begierig alles auf, was der Begründer der Psychotherapie an Schrifttum hinterlassen hatte. Doch schon in seiner Doktorarbeit fokussierte er sich auf Körpersprache und nonverbale Signale. Es wurde sein Lebensthema.

Mittlerweile gilt der Psychologe als Pionier der nonverbalen Kommunikationsforschung. Der heute 85-Jährige schulte Computerwissenschaftler, Polizisten und das Sicherheitspersonal der Transportation Security Administration (TSA), wo nach den 9/11-Anschlägen in New York ein besonderes Interesse an Verhaltenserkennung bestand. Das FBI und die CIA wenden seine Methoden heute ebenso an wie Software-Unternehmen. Er schrieb darüber Bestseller, die in dutzende Sprachen übersetzt wurden. Der Dalai Lama stellte ihm 50 000 Dollar Forschungsgeld zur Verfügung – daraus resultierte ein etwas esoterisch angehauchtes Buch. Ekmans Theorie hat sogar Eingang in die Populärkultur gefunden: Die Hauptfigur der US-Fernsehserie *Lie to me*, Dr. Cal Lightman, ein Mensch gewordener Lügendetektor, arbeitet nach seinen Philosophien. Ekman arbeitete am Drehbuch und am Set mit. Das US-Nachrichtenmagazin *Time* zählte ihn 2009 zu den einflussreichsten Persönlichkeiten, die renommierte *American Psychological Association* adelte Ekman zu einem der 100 bedeutendsten Psychologen des 21. Jahrhunderts. Der Mann ist heute so etwas wie der Popstar der Psychologie.

Wissenschaftler kratzen an Ekmans Ruhm

Allein, sein Ruf ist nicht unumstritten. Kritiker werfen ihm vor, seine darwinistische Theorie sei unhaltbar, die daraus abgeleiteten Schlüsse über die Mimik fehlerhaft – und gefährlich. Die Psychologieprofessorin Lisa Feldman Barrett etwa, die am Stamm der Himba in Namibia einen ähnlichen Feldversuch wie Ekman in Papua-Neuguinea unternommen hatte, fand heraus, dass Emotionen doch nicht universal in Gesichtsausdrücken erkannt werden können. Ihr Fazit: Soziale und kulturelle Faktoren spielen in emotionalen Ausdrücken eine weit grössere Rolle, als Ekman behauptet. Auch andere Fachkollegen bezweifeln die Replizierbarkeit seiner Hypothesen. Computerwissenschaftler wiederum kritisieren, dass Ekmans Kategorien überholt seien und das Modell zu grob gerastert sei. Das bedeutet: Emotion-Tracking-Systeme, die auf diesen Modellen basieren, produzieren fehlerhafte Ergebnisse – sie können Menschen diskriminieren.

Problematisch ist vor allem, dass Ekmans Klassifikation auch Bezug auf die Physiognomik nimmt. Er stützt seine Erkenntnisse mitunter auf die Arbeiten des französischen Neurologen Guillaume Duchenne, der im 19. Jahrhundert Probanden mit Stromschlägen traktiert hatte, um deren physiognomische Regungen zu entschlüsseln. Die Fotos grimassierender Menschen – meist waren es Arme und Aussätzige – wirken heute abstoßend. Die Physiognomik bereitete später den Boden für Rassenwahn und Eugenik. Ekman ficht das nicht an. In einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* sagte er einmal grossspurig: «Es sind nur 43 Muskeln, mit denen wir mehr als 10 000 Gesichtsausdrücke erzeugen können, und ich habe alle gesehen.»

Die methodische Frage ist, ob uns Gesichter wirklich alles erzählen, was Forscher herauslesen wollen – und ob das immer stimmt. Die ethische Frage ist, ob man alles aus Gesichtern herauslesen darf – und ob es nicht so etwas wie fasziale Privatsphäre geben sollte. Denn in Zeiten, in denen das Gesicht zum Barcode verkommt, lassen sich manche Emotionen erst gar nicht mehr verbergen. ←



PAUL EKMAN beschäftigte sich in den vergangenen Jahren vor allem mit dem Phänomen der Lüge und unterscheidet hier zwischen Verheimlichung und Verfälschung der Emotionen. Seine Beobachtungen sollen etwa Zollbeamten helfen, Flunkereien zu erkennen.



ADRIAN LOBE (*1988) ist Politik- und Rechtswissenschaftler. Er arbeitet seit 2014 als freier Journalist für verschiedene Zeitungen im deutschsprachigen Raum, unter anderem für *Die Zeit*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Neue Zürcher Zeitung*, *Süddeutsche Zeitung*. Im Juli erscheint bei C.H. Beck ein Buch von Adrian Lobe, in dem es auch um das Thema Gesichtserkennung gehen wird.



Wenn KUNST und MEDIZIN verschmelzen

Ein Mensch, der ein Gesichtsteil verliert, verliert damit auch seine Identität. Epithetiker wie *Sylvia und Falk Dehnbostel* geben Betroffenen beides zurück: mit verblüffend natürlich gestalteten anatomischen Prothesen aus medizinischem Silikon.

Das Ohr, das auf dem Tisch liegt, sieht verblüffend echt aus. Die Muschel, das Ohrläppchen, die Pigmentflecken – als wären sie von der Natur geschaffen. Und nimmt man das Ohr in die Hand, fühlt es sich warm und elastisch an, so wie echte Haut. Dabei ist es nicht etwa am Kopf eines Menschen gewachsen, sondern in der Hand von Sylvia Dehnbostel. Sie hat das Ohr aus medizinischem Silikon gestaltet, einem Material, das frei ist von allen bedenklichen Zusatzstoffen. Ihr Werk soll einem Menschen, dem ein bösartiger Krebs ein Ohr weggefressen hat, Würde und Selbstvertrauen zurückgeben.

Epithesen sind mehr als ein Stück Silikon

Es ist unbestritten: Wer ein Teil seines Gesichts verliert, dem geht damit die soziale Zugehörigkeit verloren. Noch in den 1970er-Jahren schlossen sich deshalb Menschen mit groben Verletzungen weg, trauten sich kaum mehr auf die Strasse. Damals war die Wiederherstellungschirurgie noch jung, die Erfolge bescheiden. Eigentlich sind sie es noch immer: Es braucht bis zu zehn Eingriffe, um ein Gesichtsteil operativ zu rekonstruieren – und nicht jede Tortur nimmt ein Happyend. «Epithesen bieten betroffenen Patienten echte Alternativen – besonders auch dann, wenn die Plastische Chirurgie an ihre Grenzen stösst», sagt Sylvia Dehnbostel: «Wir zeigen den Menschen damit auf, dass ein Leben trotz drohendem Verlust eines

Gesichtsteils fast ohne Einschränkungen möglich ist. Dass sie nicht vor dem Ende stehen», sagt Sylvia Dehnbostel.

Jedes Jahr verlieren dutzende Menschen durch eine schlimme Krankheit oder einen Unfall Nase, Ohr oder noch schlimmer, eine grössere Partie – andere wiederum werden mit nur einem Ohr oder einem Auge geboren. Die Wucht des Schicksalsschlages trifft sie mitten im Gesicht – sie können ihre Blessuren vor fremden Blicken nicht verbergen, ihr psychosoziales Leben gerät aus den Fugen. Entsprechend gross ist deren Verzweiflung. Ein Hauptziel der Epithetik ist es denn, Betroffene schnellstmöglich in die Normalität zurückzuführen, sie zu resozialisieren. Sie schenkt Menschen mehr als ein Körperteil, sie gibt ihnen Selbstsicherheit und Selbstvertrauen im Kontakt und Austausch mit anderen.

Sylvia Dehnbostel, gelernte Krankenschwester mit Kunststudium, sitzt am Tisch ihrer Praxis in Amden SG. Auch Gatte Falk Dehnbostel hat daran Platz genommen und mit ihm die 25-jährige Laura Boldo, eine gelernte Zahntechnikerin, die nun die dreijährige Weiterbildung zur Epithetikerin macht. Sie soll die Praxis dereinst weiterführen, wenn die Dehnbostels kürzertreten. Seit 30 Jahren formen die beiden nun schon Kopf- und Gesichtsteile aller Arten. Rund 250 Ersatzstücke stellen sie jährlich her. Die jüngste Patientin ist 18 Monate alt, die älteste über 80.

Falk Dehnbostel, auch er ein ehemaliger Zahntechniker, macht sich auch ausserhalb der Praxis stark für sein Fach. Der gebürtige Norddeutsche ist Präsident des Deutschen Bundesverbandes für Epithetiker, dem auch die Schweizer Fachkräfte angeschlossen sind. Er organisiert Weiterbildungen, hält öffentliche Vorträge, will die Möglichkeiten seines medizinischen Fachbereiches auch in der Öffentlichkeit bekannt machen. «Es ist erstaunlich, wie

wenig bekannt dieses noch immer ist, selbst unter Ärzten», sagt er. Zwar arbeitet das Trio seit Jahren mit allen grossen Universitätsspitalern der Schweiz zusammen – doch den jungen, regelmässig eingewechselten Assistenzärzten ist das Fach in der Regel fremd. Oft genug muss das Trio mit seinen Erklärungen bei null anfangen.

Sylvia Dehnbostel klappt den Bildschirm ihres Laptops hoch und lässt darauf Bilder aufscheinen, die nur schwer auszuhalten sind. Im Gesicht eines jungen Mannes klafft ein Loch, wo sonst die Nase sitzt. Einer Frau fehlt die rechte Gesichtshälfte, einem Kind das linke Ohr. Doch kaum setzen sie sich ihre künstlichen Körperteile auf, verblasst der Schrecken. «Menschen nehmen sich und andere vor allem über das Sehen wahr», sagt Sylvia Dehnbostel, «und das Gesicht spielt dabei eine zentrale Rolle.» Wird ein Teil davon zerstört, geht damit die Identität der Betroffenen verloren. Eine Epithese hilft, sich nach einer Amputation neu anzunehmen.» Die gebürtige Baslerin achtet entsprechend in der Gestaltung nicht nur auf anatomische Eigenheiten der Menschen, sondern auch auf deren Wesen. Ist jemand ernst? Lacht jemand viel? Hat jemand einen wachen Blick? «Besonders in der Modulation und Kolorierung der Augen müssen wir solche Faktoren berücksichtigen – liesse man sie unbeachtet, blieben die Nachbildungen fremd und unpassend.»

Krebspatienten machen etwa ein Drittel der Klientel aus. Oft lernen die Epithetiker diese schon kurz nach der Diagnose kennen, noch vor der ersten Operation – etwa im Rahmen einer Tumorsprechstunde, bei der nebst ihnen Fachärzte, Chirurgen, die erkrankten Menschen und deren Angehörige über die Zukunft nachdenken. «Es ist wichtig, Krebskranken früh Perspektiven zu skizzieren, wie es für sie weitergehen könnte», sagt Falk Dehnbostel.

«EITEL darf man nicht sein»

Josef Blum (65) trägt seit drei Jahren eine Epithese: Ein Krebs hat die rechte Hälfte seiner Nase zerstört, sein Gesicht verloren hat er dadurch aber nicht.

Die Reise in den Alltag aber ist lang und erfordert Geduld. Je nach Prozedere – Operation, Bestrahlung, Chemotherapie, Wundheilung – kann die Gestaltung bis zur endgültigen Epithese anderthalb Jahre dauern. Erst wird ein Modell aus Wachs geformt. Die Patienten und deren Angehörige werden in diesen Prozess eingebunden. Sie bringen Fotos und ihre Wünsche mit, sie unterstützen so die Gestaltung des Körperteils mit. «Die stetige Auseinandersetzung ist wichtig», sagt Falk Dehnbostel, «die Menschen lernen so eine Epithese kennen, bevor sie diese überhaupt einsetzen – und verlieren dadurch Vorbehalte.» Über die Jahre nehmen sie das Stückchen Silikon meist gar nicht mehr als fremd wahr, sie empfinden es als Teil ihres Körpers, so wie die Arme oder Beine.

Ist ein Modell stimmig, giessen die Experten die erste Epithese aus Silikon. Diese Modelle sind grösser und etwas wuchtiger, da sie weit über den Wundrand hinaus reichen müssen. Oft werden Klebe-Epithesen bereits während der Operation gesetzt, damit den Menschen der erste Blick in den Spiegel erträglicher ist.

Sind die Wunden komplett geschlossen, folgt der letzte Präzisionsakt: Den Patienten werden millimetergenau Halteimplantate der Epithese in den Knochen eingesetzt. An diesen Stiften aus Titan lässt sich rund 100 Tage nach dem kleinen operativen Eingriff die finale Epithese mit Magneten befestigen; die Trägerin, der Träger muss den Ersatz zur Pflege entfernen können.

Der Prozess ist jedoch nie ganz abgeschlossen. In der Folge werden die Silikonnasen, -ohren und -augen halbjährlich im Institut von Sylvia und Falk Dehnbostel kontrolliert. Jedes zweite Jahr haben die Trägerinnen und Träger von Gesetzes wegen Anspruch auf ein neues Modell, medizinisches Silikon altert schneller als menschliche Haut. Augenbrauen werden neu eingezogen, der Farbton oder das Hautbild angepasst. Andere Details verbessert. «Ein Mann wünschte sich gar, dass wir seine Nase kleiner machen», erzählt Sylvia Dehnbostel. Er störte sich daran, dass er mit seinem Zinken ständig ans Bierglas stösst. ←

*Mehr Informationen zur Epithetik:
Institut für Epithetik, www.epithetik.ch*

«Wenn ich nach Hause komme, lege ich meine Nase zur Seite: Denn so sehr ich mit ihr mittlerweile verwachsen bin, ohne die Epithese ist mir noch immer wohler. Meine Frau und meine Kinder haben sich längst an den Anblick gewöhnt, und mich stört der Blick in den Spiegel auch nicht. Zum Schnäuzen und zur Pflege muss ich die Epithese ohnehin ablegen. Auch das ist keine grosse Sache. Sie gehört jetzt zu mir, wie die linke oder rechte Hand.

Alles begann vor drei Jahren: Mein Arzt teilte mir mit, dass ein bösartiger Krebs meine rechte Nasenhälfte zerstört hat – und dass er diesen Teil wegschneiden muss. Natürlich bin ich darüber erschrocken: wegen der Diagnose, aber auch wegen den Folgen. Wie sollte meine Zukunft aussehen? Wie sollte ICH aussehen? Wie anderen unter die Augen treten? Gott sei Dank musste ich mir über die letzten beiden Fragen nicht lange Gedanken machen. Die Ärzte erzählten mir von verblüffend echten Ersatzstücken, den Epithesen. Also kontaktierte ich noch vor der Operation die Experten in Amden – und liess mich beraten und von ihnen einen Zinggen modellieren. Dabei ging es nicht nur um das Aussehen. Anatomische Auflagen waren wichtiger, dass ich beispielsweise mit der Epithese frei atmen kann. Nein, die Form war für mich zweitrangig – und ist es noch heute. Im Gegensatz zu meiner Frau, ihr hat das Teil geholfen, sich an mein neues Gesicht zu gewöhnen. Sie wünschte sich von den Epithetikern eine kleinere Nase, also wurde das Modell entsprechend angepasst.

Ich arbeitete einst als Kleinunternehmer im Metallfach, hatte regelmässig Kundenkontakt. Natürlich ist es wichtig, dass man Menschen entgegentreten kann – mit ganzer Nase. Ein grosses Thema ist die Epithese aber nicht: Die meisten finden sie gelungen, staunen über deren natürliches Aussehen. Gross darauf angesprochen werde ich aber nicht. Die Menschen haben sich daran gewöhnt, so wie ich.

Das Einzige, was mich daran stört: Ist es bitter kalt, leiten die beiden Metallstifte, an dem das Teil befestigt wird, die Kälte in den Knochen und damit direkt in den Kopf. Das ist sehr unangenehm, insbesondere im Winter.

Eitel darf man natürlich nicht sein, denn so echt die Epithese aussieht: Sie ist als solche erkennbar. Durchs Jahr verändert sich der Ton der umliegenden Haut, sie aber bleibt immer gleich. Diesen Unterschied kann man zwar mildern, aber er bleibt bestehen. Ist mir doch egal! Ich denke immer, wenn andere über ihr Äusseres reden: Ihr habt Probleme. Ohne Nase kann man leben, mit Krebs aber nicht. Auf das kommt es in meinem Leben an – und nicht auf Eitelkeiten.» ←

AURHAN, IRAK

CANDASIA, GUYANA



MARIANNA, KIRGISTAN

NICOLAS, TRINIDAD





GESICHTLEIN, *verdeck dich*

Eigentlich
wollte Slam-Poet
Kilian Ziegler
die Gesichter der
Menschen lesen –
doch der moderne
Zeitgeist steht
seinen Plänen
im Weg.

Versucht ein Beobachter – aus Gründen der Recherche, nicht des Stalkings! – einen Blick in die Gesichter der Passanten zu werfen, ist diese Aufgabe schwieriger als angenommen. Kaum ein Gesicht zu sichten. Denn die Entgegenkommenden kommen ihm nicht entgegen, helfen ihm also nicht dabei, sondern erschweren ihm das Gesichtserkunden enorm: Die Fussgänger senken ihre Blicke, bieten ihm die Stirn und strecken ihm die Oberseite des Kopfes entgegen.

Kollateralschaden der Moderne

Da ist alles dabei, von Halb-, Viertel- und Vollglatzen, von bemützt, bekappt, behelmt, von zerzauster Haarpracht bis in die Schranken gegelte «Frisuren». Dieses Verweigern ist nicht böswillig. Es ist der Kollateralschaden des modernen Tunnel-, des Handy-Blicks. Sich diesem zu entziehen, ist bekanntlich schwierig. Schon ironisch, obwohl man das Handy in der Hand hat, hat einen das Handy in der Hand.

Nicht, dass es von Belang wäre, aber die Oberseite ist die einzige Seite des Kopfes, die keine Bezeichnung besitzt, die Rückseite heisst Hinterkopf, die Vorderseite Gesicht und die Unterseite Kinn. Oberkopf könnte man sie nennen, aber das klingt zu sehr nach Turmspring-Übung («Die Favoritin begeistert ihre Fans mit dreifachem Oberkopf mit Schraube! Volle Punktzahl!»). Aber eben, nicht von Bedeutung.

Schaut dann ein Passant endlich von seinem Telefon hoch – warum auch immer: Langeweile, Augenschmerzen, Überdross –, dann ist die Freude nur kurz, dann hat es der Beobachter immer noch nicht leicht. Ihm offenbart sich kein Gesicht in voller Pracht, es kontert kein Konterfei. Egal wer aufschaut, die Gesichter sind verdeckt: Von Bärten. Von Schnäuzen. Von Schals. Von Sonnenbrillen, Kapuzen, Strähnen und (in wenigen, aber spektakulären Fällen) von Gesichts-Tattoos. Nicht zu vergessen Piercings, manchmal so zahlreich, dass manch Flughafen-Metalldetektor Überstunden machen müsste. Oder sogar Burkas (die Burka ist, nicht politisch, aber als Textil, mein Lieblingskleidungsstück: Bei keinem anderen kann man einer Frau gleichzeitig in die Augen und in den Ausschnitt schauen).

Die Visagen in Hülle und Fülle verhüllt. Dabei möchte man doch tief in Augen, Falten, Grübchen blicken. Sie lesen, sie deuten, sie verstehen. Die Mimik entziffern. Ein Gesicht sagt mehr als tausend Worte. Doch dessen Sprache dringt nicht durch, als wolle man Gesichtszüge zügeln, hält man sich bedeckt. Aber wieso? Fürchtet manch einer, sein Gesicht zu verlieren, wenn er sein Gesicht zeigt? Wirkt das Gesicht ohne Schal schal? Oder muss man es sich zuerst verdienen, das Antlitz eines Gegenübers sehen zu dürfen? Wird man bewusst heimlichfeiss (heimlich-face?) auf Distanz gehalten? Und: Ist das Verbergen des Ausdrucks Ausdruck der Individualität (weil man sich möglichst eigenständig verpacken will) oder deren Verneinung? Oder steckt gar nicht viel dahinter? Verdeckt man sich einfach so, unreflektiert? Ist das Gesicht vielleicht gar nicht so wichtig? Muss es womöglich gar nicht jeder sehen? Weniger wahrscheinlich, aber denkbar: Verhüllt sich einer mit Wicht-Gesicht, ganz selbstlos, um Mitmenschen vor seinem Anblick zu schützen? Braucht es Mumm, sich zu vermummen? Andere Frage: Gilt Make-up schon als Tarnung? Wie ist es mit dem Brett vor dem Kopf? Wie mit dem Pokerface? (Mein Pokerface ist übrigens ein trauriges – was damit zu tun hat, dass ich beim Pokern ständig verliere).

Facebook – das Buch der Gesichter

Viel Zeit, um Schlüsse zu ziehen, bleibt einem nicht, bald schon zieht des Passanten Handy alles Augenmerk auf sich zurück – und gewährt dem Betrachter bloss wieder die Aussicht auf die Kopfoberseite.

Doch Displaysucht kann auch Segen sein! Wenn die Menschen ihr Gesicht schon nicht der Umwelt hinhalten, dann immerhin dem Internet. Für die nächste Gesichtsstudie muss der Beobachter also über die Bücher, über Gesichtsbücher, Englisch: Facebook. Denn auf Facebook blicken ihm unzählige Gesichter, unbedeckt, in vollem Antlitz, entgegen. Und erst noch freiwillig. ←



KILIAN ZIEGLER (*1984)
gehört zu den bekanntesten
und erfolgreichsten Slam-
Poeten der Schweiz – er ist
Poetry-Slam-Schweizer-
meister des Jahres 2018.
Informationen zu seinen
Auftritten finden Sie unter
kilianziegler.ch.



Regungslose LIEBE

Autisten haben Mühe damit, die Mimik anderer Menschen zu lesen – und ihre Gefühle selber auszudrücken. Das kann zu Missverständnissen führen, sagt *Katrin Bentley*. Sie ist seit 31 Jahren mit einem Mann verheiratet, der autistische Züge hat.

«Man geht davon aus, dass 55 Prozent der Kommunikation zwischen zwei Menschen über die Mimik und Gestik erfolgen. Das Mienenspiel ist also massgebend für das Miteinander zweier Menschen. Es entscheidet mit, wie und ob sie sich gegenseitig verstehen.

Mein Mann und ich mussten andere Wege und Mittel finden. Er hat das Asperger-Syndrom, eine Form von Autismus, und konnte deswegen meinen Gesichtsausdruck nicht deuten. Im Gegenzug waren für mich seine Gefühle mimisch nicht lesbar. Denn selbst wenn er gestresst war, sah er ruhig aus. Und da er, wie viele andere Autisten, seine Gefühlslage auch in Gesprächen schlecht schildern konnte, war es für mich meist schwierig, zu wissen, was in ihm vorging. Sagte ich Hund, verstand er Katze. Sagte er Katze, verstand ich Hund. Wir WOLLTEN einander verstehen, aber es ging nicht. So zogen wir oft falsche Schlüsse und reagierten dementsprechend falsch aufeinander.

Das war schon vor 31 Jahren so, als ich Gavin in Australien kennen gelernt hatte. Er war wunderschön und hatte etwas Besonderes, etwas Magisches – sein Gesicht aber blieb regungslos wie bei Barbies Freund Ken. Er war irgendwie nicht greifbar – selbst für mich nicht, obwohl ich einen guten Sinn für Menschen habe. Erst 18 Jahre später wussten wir, dass Gavin ein Asperger ist. Experten bezeichnen diese Andersartigkeit als Autismus-Spektrum-Störung. Wir mussten also die fehlenden 55 Prozent der Kommunikation kompensieren. Dafür brauchte es viel Feingespür und einige Tricks. Die ständigen Missverständnisse haben mich überdies motiviert, mehr über die Ausdrucksweise von Menschen auf dem autistischen Spektrum zu lernen. Heute spreche ich beide «Sprachen» und kann solche Menschen gut verstehen.

Viele Autisten haben beispielsweise Mühe mit Augenkontakt. Nicht, weil sie etwas verbergen wollen oder sie sich nicht für andere interessieren, sondern weil es sie ablenkt vom Zuhören. Also setzen wir uns in Gesprächen so hin, dass wir Augenkontakt vermeiden. Sonst gerät er leicht unter Stress. Zudem: Gavin kann seine Gefühle besser schriftlich ausdrücken. Er muss sich dann nur mit den Wörtern befassen und nicht mit meiner Mimik und der Intonation der Worte. In schwierigen Situationen hören wir auf zu reden und schreiben uns per WhatsApp Nachrichten. Das funktioniert erstaunlich gut.

Mittlerweile haben wir gelernt, uns nicht auf das Lesen der Mimik und Gestik des anderen zu verlassen. Vieles, was andere spüren, müssen wir besprechen. Überdies hat sich Gavin über die Jahre ein Vokabular und Wissen angeeignet, um meine Reaktionen besser einzuordnen und seine Regungen zu umschreiben. Zudem hat mich seine Andersartigkeit gezwungen, das Feingespür für andere auszuweilen, Wichtiges

von Unwichtigem zu unterscheiden, mich und meine Wünsche genau zu kennen. Bei Unsicherheiten fragen wir nach, fassen unsere Eindrücke in Worte.

Vor Kurzem bin ich im Internet auf eine Seite gestossen, die mehrere Bilder der Kinderbuchfigur «Winnie the Pooh» zeigt. Mal weint er, mal hält er sich die Ohren zu oder sitzt zufrieden im Liegestuhl. Hin und wieder frage ich Gavin, ob er mir zeigen kann, wie er sich gerade fühlt – und bin immer wieder verwundert, wie wenig seine Mimik über sein Befinden aussagt. Ich sehe, wie er scheinbar zufrieden im Bett liegt, er aber zeigt auf die Figur, die sich frustriert die Ohren zuhält. Auch dieses Spiel hilft – und bringt uns immer wieder zum Lachen.

Zwischen Gavin und mir gibt es kaum mehr Unklarheiten, wir müssen ja alles deklarieren, offenlegen. Durch seine Eigenheit sind wir uns über die Jahre enorm nahegekommen – näher wahrscheinlich, als es andere sind. Das hat uns viel abverlangt, uns aber auch einiges gegeben. Diesen Mann habe ich stets geliebt, nie hätte ich einen anderen haben wollen.

Mittlerweile habe ich zwei Bücher über Autismus geschrieben und auch beruflich befasse ich mich stark mit diesem Thema: Ich berate Betroffene und Angehörige, gehe in Schulen, um darüber Vorträge zu halten, gebe anderen meine Erfahrung weiter. Die Statistiken sagen, nur 10 von 10000 Menschen seien von Autismus betroffen, der wahre Anteil dürfte aber weit grösser sein. Dafür möchte ich die Gesellschaft sensibilisieren und damit Betroffenen eine bessere Zukunft geben. Denn wer ihre Verhaltensweise nicht kennt, neigt zu Vorurteilen. Sie müssen wissen: Diese Menschen werden schon im Kindesalter isoliert, gerade weil sie an den Gefühlsregungen anderer nicht teilhaben können. Erkrankt die Mutter eines Freundes, kann er sein Mitgefühl nicht zeigen. Werden zwei Buben beim Klauen erwischt, wird der autistische Junge schweigen und wegschauen, der andere aber Erklärungen suchen und die Schuld von sich weisen. Welcher der beiden wird verdächtigt? Solche Missverständnisse sind für die Menschen furchtbar. Gerade mein Mann und ich sind das lebende Beispiel dafür, dass es auch anders geht.» ←



KATRIN BENTLEY (*1960) und ihr Mann Gavin leben in der Schweiz und in Australien. Die ehemalige Lehrerin hat zwei Bücher über Autismus geschrieben: *Alone Together: Making an Asperger Marriage Work* und *Allein zu zweit, mein Mann, das Asperger-Syndrom und ich*, 2015 im Wörterseh Verlag erschienen. Mehr Infos: asperger-help.com.



ESTHER HONIG, *Before & After: Beauty Standards Around the World*, 2014.
Digitaldruck.

Was bedeutet es, schön zu sein? Diese Frage stellte sich Esther Honig während eines Sommerjobs im Online-Marketing. Durch ihre dortigen Aufgaben begegnete sie der internationalen Website www.fiverr.com, über welche Freelancer im Bereich Webdesign, Film, Grafik und Bildbearbeitung für eigene Projekte kontaktiert werden können. «Wir machen Ihr Image perfekt», wurde da versprochen.

Daraufhin verschickte Honig ein Foto von sich selbst, völlig ungeschminkt, an mehr als 50 Mediengestalter in verschiedenen Ländern, mit der Aufforderung: «Mach mich schön!». Zwar hatte sie eine Idee davon, dass die jeweilige Kultur bei der Bearbeitung eine Rolle spielen würde. Doch auf solch enorme Unterschiede war sie nicht vorbereitet: Die «verschönerten Porträts»

zeigten sie mit anderer Hautfarbe, neuer Augenbrauenform, unterschiedlichen Kleidern, ja sogar die Gesichtsförmung wurde verändert. Durch die Veröffentlichung von *Before & After* auf «BuzzFeed» wurde das Projekt weltbekannt und zahlreiche Medienhäuser fragten an, was sie mit ihrem Projekt aussagen möchte. Honigs Antwort: Als Journalistin ist es mein Job, Fragen zu stellen und dabei zu helfen, Dinge aus einer neuen Perspektive zu betrachten.

Die in der Ausstellung gezeigten Ergebnisse führen vor Augen, wie stark digitale Bildbearbeitung ein Gesicht verändern kann. Und sie verdeutlichen einmal mehr, dass Schönheit nicht durch einen einzigen Standard definiert wird, sondern weltweit unterschiedliche, kulturell bedingte Ideale herrschen. sw

Esther Honig (*1990, San Francisco, USA) ist eine US-amerikanische Journalistin. Ihre Absichten für das Schönheitsprojekt *Before & After*, welches sie nach ihrem College-Abschluss entwickelte, waren minimal. Doch wurde es schnell zu einer internationalen Sensation. Museen in Brasilien, Israel, Grossbritannien und Deutschland stellten die Bilder aus. Heute werden sie auch in Schulklassen auf der ganzen Welt verwendet, um Schüler über unterschiedliche kulturelle Standards und Perspektiven zu unterrichten.



Zwischen TÄUSCHUNG und OFFENBARUNG

Maske und Gesicht scheinen im klaren Gegensatz zu stehen. Doch ihr Wechselspiel ist komplexer, als wir glauben: Manchmal offenbart erst eine Maske das wahre Gesicht der Menschen.

Eine Person ist vor allem durch ihr Gesicht erkenn- und identifizierbar. Von hinten ist eine Einschätzung schwierig. Immerhin, die Gestik, das Bewegungsverhalten, etwa die Gangart, mögen mehr oder weniger Aufschluss über ihr Wesen geben. Aber in erster Linie nehmen wir andere über die Gesichtszüge wahr, über die Architektur des Gesichts. Schwieriger zu erfassen und zu deuten ist die Mimik eines Gesichts, da sie sich ständig ändern kann – oft sekunden-schnell und für den, der sie hervorbringt, meist unbewusst und unkontrolliert. Erst das Schauspiel und der Film konnten uns die Bedeutung und Ästhetik menschlicher Mimik wirklich nahebringen.

Alte Weisheit, alte Wahrheit

Der Mensch kommuniziert, das ist eine seiner grundsätzlichen Wesenszüge, und Kommunikation beruht auf Begegnung. Es begegnen sich nicht nur – gleichsam losgelöst – Gesichter; es begegnen sich die Menschen als Ganzes. Dabei kommt dem Gesicht erstrangige Bedeutung zu. Begegnung muss frontal erfolgen.

Der Blick, die Augen – der Volksmund spricht von «der Spiegel der Seele» – kann nur so wahrgenommen, gelesen werden. Die Redensart: «mit jemandem auf Augenhöhe sprechen» ist ebenso geläufig wie treffend. Sie meint, dass zwischen denen, die kommunizieren, Freiwilligkeit, Rangleichheit, Bemühen um Wahrhaftigkeit vorausgesetzt sind. Bekannt ist auch die Wendung, dass jemand «sein Gesicht zu wahren» beziehungsweise «nicht zu wahren» vermochte. Andererseits sollte es einem angelegen sein, den Mitmenschen davor zu schützen, sein Gesicht zu verlieren. Für den chinesischen Philosophen Kung Fu Tse, der auf der Wende vom 6. zum 5. Jahrhundert v. Chr. lebte, ist dieses Verhalten von grösster Wichtigkeit; es gehört zu den Eckwerten einer unbedingt anzustrebenden harmonischen Gesellschaft.

Wer hingegen zur Maske greift, will täuschen, will sein wahres Wesen dahinter verbergen. Die Maske taugt dazu, da sie selbst so etwas wie ein zweites Gesicht ist. Bankräuber ziehen sich eine Maske über, damit sie nicht identifiziert werden können; der um eine Frau Werbende fleht sie an, sie möge die Maske der Gleichgültigkeit aufgeben. Im Song *Behind the Mask* bittet Michael Jackson seine Geliebte, die Maske abzunehmen, damit er ihr Gesicht erkenne. Liebe, so der Song, verlangt gegenseitige Offenheit.

Das sind nur drei Beispiele unter vielen, und es scheint klar: Auf dem Gesicht spiegelt sich das wahre Wesen des

Menschen; die Maske dient hingegen dazu, es zu verbergen. Dass jedoch nicht immer ein Gegensatz zwischen Gesicht und Maske vorliegt, darauf verweist schon der Begriff «Poker-face»: Der Mensch kann unter Umständen sein Gesicht zur undurchdringlichen Maske werden lassen. Und auch sonst ist das Verhältnis zwischen Gesicht und Maske keineswegs so eindeutig, also ein Gegensatz, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Dazu folgende Gedanken.

Die Macht der Maske

Auf den Bällen der europäischen Höfe waren seit jeher traditionelle Maskentypen gebräuchlich, wie sie die Commedia dell'arte noch immer verwendet, so etwa der Pantalone (der geschäftstüchtige, aber meist betrogene Reiche), der Arlecchino (der oft witzige und intrigante Diener), der Pierrot als dessen französische Variante. Auch Karneval und Fasnacht kennen traditionelle Masken, etwa den Waggys (elsässischer Gemüsebauer) in Basel oder die Fritschi-Familie in Luzern. Menschen, die in solchen Maskentypen auftreten, wollen damit aber nicht ihr wahres Ich verbergen. Sie geniessen damit vielmehr die uralte Lust auf Verkleidung, dass sie feiernd ein Teil eines grösseren Ganzen sind.

An Bällen der Gegenwart sind typische Masken wie der Pirat, der General, der Prinz und die Prinzessin, der Liftboy, die Salondame zu sehen. Auch deren Träger wollen sich nicht vor Identifikation und Überführung schützen. Sie suchen damit jenseits ihrer Alltäglichkeit mehr oder weniger bewusst ihr eigentliches Ich; die Maske ermöglicht ihnen, wenigstens auf Zeit, diese Sehnsucht zu stillen.

Überhöhung der eigenen Existenzweise: Eben dies erreichen auch die Maskentänzer der Stammeskulturen in ihrer Trance. Oft wollen sie damit böse Dämonen vertreiben, noch häufiger rufen sie im Tanz ihre Ahnen herbei. Indem sie sich in sie verwandeln, strömt in sie ungeheure Macht. Sie wachsen über sich selbst hinaus, ähnlich wie der Seeräuber, der General und andere Maskenträger auf den europäischen Bällen, aber unausweichlich ernster, eingespannt in ein zwingendes Ritual.

Strategien des Erinnerns

Auch die Totenmaske, wie man sie seit dem 16. Jahrhundert bis in unsere Tage anfertigt, soll den Menschen erkennbar machen. Sie wird als dünne Gipsschicht – heute häufiger als Silikonschicht – vom Gesicht des Verstorbenen

abgezogen und dann in Bronze oder in andere Materialien gegossen. Die Totenmaske soll vor allem die Erinnerung an historische Persönlichkeiten über Generationen hinweg wachhalten. Jedoch, auch wenn sie von unterschiedlichen Personen abgenommen werden, scheinen sie sich alle irgendwie zu gleichen, obwohl sie die kleinsten Details eines Antlitzes sichtbar machen können. Das rührt etwa daher, dass die Augen, welche ja den Gesichtsausdruck eines Menschen entscheidend mitbestimmen, darin nur schematisch wiedergegeben werden können. Kommt dazu, dass die bearbeiteten Totenmasken der Verstorbenen oft idealisiert sind; derart wird das authentische Aussehen des Verstorbenen aber wieder verfehlt.

Der überragende Kunstwissenschaftler Henri Focillon hat den Satz geprägt: «Le portrait naît sur les tombeaux», das Porträt ist auf den Gräbern geboren. Die ältesten Beispiele, die Focillons Formulierung bestätigen, wurden in der Nähe von Kairo in den Grabstätten des Fayum-Beckens gefunden. Diese Darstellungen von Verstorbenen, im 1. bis 3. Jahrhundert nachchristlicher Zeit entstanden, entsprechen nicht mehr einer ägyptischen, sondern einer griechisch-römischen Malweise. Sie sind als Brustbild frontal auf einfarbigem Hintergrund festgehalten, dieser betont die Lebendigkeit der Porträtierten zusätzlich. Anders als die Totenmasken blicken die Damen und Herren von Fayum uns an – über die Jahrhunderte hinweg, vielleicht auch auf ein Jenseits gerichtet, jedenfalls hochsensibel, aus vornehmerem Geschlecht und als Individuen erkennbar –, deren Einmaligkeit spiegelt sich in den Frisuren, in den Konturen des Mundes, am Schnitt der Augen, an der Kleidung, am Ohr- und Halsschmuck.

Zeitweisende Bildnisse überragender Persönlichkeiten sind bis heute gefragt. Der Künstler, sei er Maler, Plastiker oder Fotograf, sieht sich in ein schwieriges Verhältnis eingespannt: Er muss die zu porträtierende Person, die Auftraggeber und nicht zuletzt sich selbst zufriedenstellen. Erstere beide werden dazu neigen, den Porträtierten zu idealisieren; der Künstler andererseits wird versuchen, diesen unter Wahrung seines Stils möglichst wahrhaftig wiederzugeben. Als annehmbares Resultat wird ein Kompromiss, eine Balance zwischen den drei Anliegen zustande kommen. Ob im künstlerischen Bildnis je das wahre Gesicht, das wahre Ich des Porträtierten eingefangen ist, muss unter diesen Umständen angezweifelt werden, es lässt sich im glücklichsten Fall errahnen.

Die Lebensrolle – notwendige Maske im Alltag

Sind wir überhaupt je willens, unser wahres Gesicht ohne Maske zu zeigen? Beamte hinter dem Schalter erfüllen ihren Beruf nicht gleichsam neutral. Sie konsultieren mit unwahrscheinlich sicherem Griff die Akten, sie erläutern Formulare in einem durchaus höflichen Ton; dennoch, in ihren Auskünften schwingt der Ausdruck ihrer Kompetenz mit und damit ihre Überlegenheit gegenüber dem Kunden: entsprechend ernst ist ihr Mienenspiel. Berühmtheit erlangt hat das Beispiel des Kellners, wie es Sartre in seinem Hauptwerk *L'Être et le Néant* dargelegt hat. Der Kellner versucht, uns unsere Wünsche sozusagen von den Augen abzulesen, er rückt winzige Unregelmäßigkeiten am Gedeck zurecht, bedient uns mit Schwung, stets bereit, nachzuschicken. Das heisst, er ist nicht einfach Kellner, der Beamte nicht einfach

Beamter, er spielt ihn, er spielt seine Rolle. Zu beobachten wären auch, wie Eltern und Grosseltern ihr Eltern- oder ihr Grosselternsein oder wie Kranke gegenüber dem Arzt ihren physischen Zustand darstellen.

Die Maske als Lebensrolle will weder täuschen, noch will derjenige, der sie trägt, sich schützen. Sie bildet vielmehr eine wichtige Voraussetzung zum Miteinander in der Gesellschaft.

Das Fazit von Schein und Sein

Auf philosophischer Ebene ist es höchst unwahrscheinlich, dass wir uns selbst oder andere je im wahren Sein zu begreifen vermögen. Auf psychologischer Ebene kann der Gesichtsausdruck eines Menschen, mit dem wir «auf Augenhöhe» kommunizieren, dessen Wesen offenbaren.

Gesicht und Gesichtsausdruck ermöglichen die Identifikation einer Person. Greift man zur Maske, kann man die Identifikation verunmöglichen. Auf den ersten Blick stehen Gesicht und Maske in einem klar gegensätzlichen Verhältnis: Das Gesicht zeigt das Wesen einer Person, die Maske verbirgt es. Aus ethischer Sicht kann verlangt werden, dass eine Person dem andern ohne Maske entgengetreten soll.

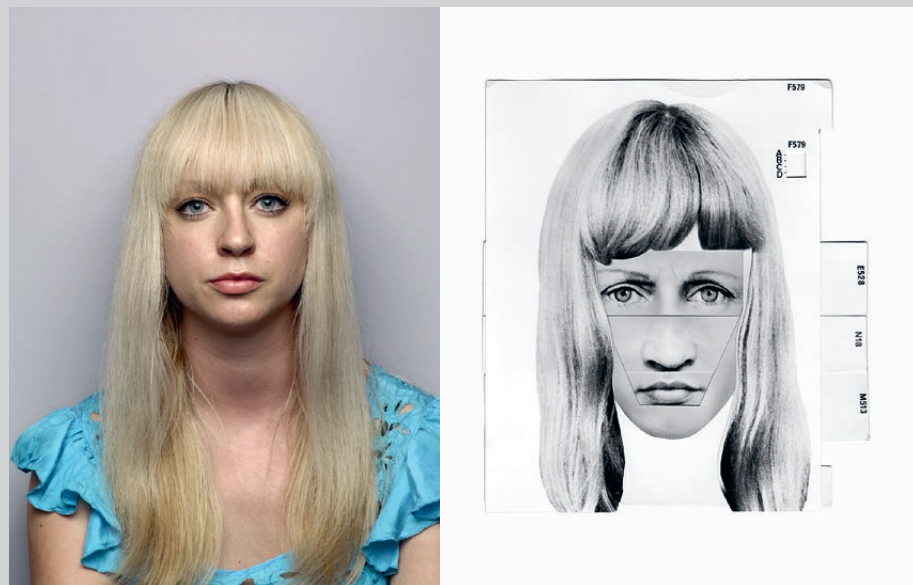
Näher betrachtet stehen Gesicht und Maske hingegen nicht immer im klaren Gegensatz; ihr Verhältnis kann sich als komplexer erweisen. Maskentänzer einer Stammeskultur sind imstande, sich mit ihren Ahnen in Verbindung zu setzen und so deren Macht zu erlangen. Teilnehmer an der Fasnacht oder an Maskenbällen wählen ebenfalls eine Maske, um wenigstens für kurze Dauer eine (vielleicht insgeheim gehegte) Sehnsucht nach einer anderen und höheren Existenz auszuleben. Das heisst auch, sowohl der Maskentänzer der Stammeskultur wie der Teilnehmer eines Maskenballs wollen weder ihre Identität verbergen noch das Gegenüber täuschen.

Auch mit der Maske als Lebensrolle – das Beispiel des Kellners, wie es Sartre dargelegt hat, zeigt das deutlich – wird nicht versucht, den anderen arglistig zu täuschen; die Lebensrolle ist vielmehr eine wichtige Voraussetzung für das soziale Zusammenleben.

In Zeiten, da Individualismus als hoher Wert gilt, besteht das Bedürfnis, die Erinnerungen an unsere Person für spätere Generationen festzuhalten. Das wird mittels Totenmaske oder der Porträtkunst mehr oder weniger erfolgreich angestrebt. Doch auch diese Verfahren, Totenmaske und Porträtkunst, oszillieren zwischen Schein und Sein. ←



FRITZ BILLETER (*1929) war langjähriger Kulturredaktor des *Tages-Anzeigers*. Heute ist er freier Autor: Seine letzte Publikation *Kunst und Gesellschaft* erschien 2017 im Athena Verlag, Oberhausen.



GILES REVELL & MATT WILLEY, *Photofit: Self-Portraits*, 2007.
Digitalfotografie und Interviews von Philip Oltermann.

Wer kennt es nicht? Man beschreibt jemandem eine ihm fremde Person und steht plötzlich selber vor den Fragen: Welche Augenfarbe hat sie eigentlich? Ist das Gesicht eher rund oder oval und wie war gleich noch die Nase?

Das Projekt von Giles Revell & Matt Willey vereint mehrere Selbstporträts. Das Künstlerduo bat hierzu Personen, sich selber zu porträtieren, und dies mittels einer inzwischen veralteten Polizeitechnik – dem Phantombildverfahren Photo-Fit. «Wenn nicht gerade einer ein sehr begabter Zeichner ist, gibt es nicht viele Möglichkeiten, zu veranschaulichen, wie man <denkt>, dass man aussieht.» Revell

und Willey untersuchten mit ihrer Arbeit *Photofit: Self-Portraits*, wie Menschen ihr Gesicht selbst wahrnehmen.

Wenn wir plötzlich gezwungen sind, unsere Nase, die Augen oder das Kinn isoliert zu betrachten, so wird uns erst in diesem Moment bewusst, dass wir Augenbrauen, Wangen oder Ohren nie losgelöst anschauen. Das Projekt zeigt: Wir sind es gewohnt, in den Spiegel zu blicken, wenn wir wissen wollen, wie wir aussehen – und stehen folglich vor ungeahnten Herausforderungen, wenn wir ohne Referenzbild unser Konterfei aufzuzeichnen versuchen. sw

Beeinflusst von bildender Kunst und Konzeptkunst, untersucht **Giles Revell** (*1965, Hertfordshire, GB) kontinuierlich die Möglichkeiten grafischer, ideenbasierter Bilder. Er arbeitet und lebt in London. **Matt Willey** (*1974, Bristol, GB) hat sich in Brooklyn, New York, einen Namen als Grafikdesignerin gemacht und ist aktuell Art Director des *The New York Times Magazine*. Die Idee für das Projekt *Photofit: Self-Portraits* entstand bei einem Bier im Gespräch unter Freunden im örtlichen Pub.

WERKE IN DER AUSSTELLUNG «FASZINATION GESICHT»



Bücher
zum Thema

GESICHT

Faces.

Eine Geschichte des Gesichts

Hans Belting, 2013, 343 Seiten, C.H. Beck Verlag

Der deutsche Kulturhistoriker Hans Belting erzählt die Geschichte des menschlichen Gesichts in der Kunst wie kein zweiter – seine Zeitreise führt vorbei an den prähistorischen Totenmasken, den Renaissanceporträts, den Theater- und Kinoplakaten und endet in der zeitgenössischen Medienkunst. «Der Autor hat sich als Erster systematisch dem Gesicht angenommen», lobte Kritiker Roger Willemsen in der *Zeit*.

Wunder – Sieh mich nicht an

Raquel J. Palacio, 2017, 448 Seiten, dtv

«Ich werde nicht beschreiben, wie ich aussehe. Was immer ihr euch vorstellt – es ist schlimmer», sagt August, der schlagfertige und sensible Held des Debütromans von Raquel J. Palacio, über sich selbst. Das Gesicht des 10-Jährigen ist entstellt, der Junge wurde bislang von seiner Mutter zuhause unterrichtet, um ihn vor Hänseleien und fremden Blicken zu schützen. Nun aber soll August die fünfte Klasse einer Mittelschule besuchen. Er erzählt seine Erlebnisse des ersten Schuljahres in Ich-Form. Auch wenn der Roman – er wurde unlängst u.a. mit Julia Roberts verfilmt – sprachlich und rhythmisch nicht immer überzeugt: Er geht einem ans Herz.

Die Reputation

Juan Gabriel Vásquez, 2016, 192 Seiten, Schöffling

Der Blick von Javier Mallarino, dem einflussreichsten politischen Karikaturisten Kolumbiens, zerstört Menschen – oder er macht sie zu Siegern. Der Künstler zeichnet Menschen mit Stift und hartem Blick – und entscheidet damit über deren Reputation. Vásquez beschreibt, wie Mallarino auf der Höhe seines Ruhms erkennt, welche grosse Verantwortung er mit seinen Zeichnungen trägt, daraufhin scheint ihm der eigene Erfolg fahl und fragwürdig. Die Kritiker loben den Roman geradezu hymnisch – unter anderem auch, weil er darin die Macht der Karikaturen aufzeichnet.

Gefühle lesen

Paul Ekman, 2016, 397 Seiten, Springer

«Ein herausragendes Beispiel populärwissenschaftlicher Literatur» – dieses Lob dürfte Paul Ekman besonders gefreut haben, schliesslich kommt es von höchster Instanz, von der wissenschaftlichen Zeitschrift *New Scientist*. Denn so illustrativ und leicht verständlich sein Lehrstück über die Mimik und die dahinter wirkenden Gefühle geschrieben ist, dahinter steckt grosser wissenschaftlicher Ernst: Der US-Psychologe untersucht die Geheimnisse der nonverbalen Kommunikation seit nunmehr 50 Jahren (siehe Porträt auf S. 28).

Ich-Plakate:

Eine Geschichte des Gesichts als Aufmerksamkeitsmaschine

Valentin Groebner, 2015, 208 Seiten, S. Fischer Verlag

Sie buhlen lächelnd um unsere Aufmerksamkeit: Gesichter auf Plakatwänden, in Magazinen, im Internet, in der Kunst. Der Luzerner Historiker Valentin Groebner befasst sich in seinem Buch mit den Fragen, wie solche Porträts auf den Betrachter wirken und wie sie diesen manipulieren. Erstaunlich: Bereits mittelalterliche Ikonenbildnisse und Renaissance-Porträts waren Aufmerksamkeitsmaschinen und wurden von den Betrachtern mit Emotionen und einem Wahrheitsanspruch aufgeladen.

Was kostet ein Lächeln?

Von der Macht der Emotionen in unserer Gesellschaft

Ulrich Schnabel, 2015, 336 Seiten, Karl Blessing Verlag

Der deutsche Wissenschaftsjournalist Ulrich Schnabel befasst sich in seinem Sachbuch mit der Beeinflussung menschlicher Emotionen. Die Wissenschaft weiss, dass unser Verhalten mitunter stärker vom emotionalen Umfeld bestimmt wird als von eigenen Überzeugungen. Um die Gefühlslagen anderer lesen zu können, schauen wir wohin? Genau, in deren Gesichter! Auch darüber weiss der Autor viel Spannendes zu berichten. «Dieses Buch hebt sich erfrischend von der üblichen Emotionsliteratur ab», vermerkte eine Rezensentin erfreut.

Das Gesicht. Bilder, Medien, Formen

Sigrid Weigel, 2017, 207 Seiten, Wallstein Verlag

Auch das Deutsche Hygiene-Museum Dresden präsentierte eine Ausstellung zum Thema Gesicht – im entsprechenden Begleitbuch hat die deutsche Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Sigrid Weigel 26 Essays zusammengestellt, die historische und aktuelle Phänomene analysieren – etwa Porträt und Christusbild, Selfie und Werbegesicht, Schleier und Passfoto, Fahndungsbild und Roboter Face. Entstanden ist ein lehrreiches Standardwerk über die vielen Erscheinungsweisen, Darstellungsformen und Bedeutungen des menschlichen Gesichtes.

Alle vorgestellten Bücher sind während der Ausstellung
«Faszination Gesicht» im Shop des Vögele Kultur Zentrum erhältlich.



«In den **AUGEN** spiegelt sich das **LEBEN** am deutlichsten»

«Man muss wie ein Seismograf für Stimmungen sein», sagte einst die deutsche Fotokünstlerin *Herlinde Koelbl* über sich und ihre Arbeit. Die Stimmungen liest sie unter anderem aus den Gesichtern der Menschen. Ein Gespräch über wichtige Augenblicke und Maskeraden.

ROLAND GRÜTER: Wenn Sie sich im Spiegel in die Augen schauen: Gefällt Ihnen, was Sie sehen?

HERLINDE KOELBL: Manchmal ja, manchmal nein – das ändert sich je nach Stimmung.

Was passt, was nicht?

Mit einem Lächeln im Gesicht schaut man sich lieber an, als nicht ausgeschlafen oder in traurigen Momenten. Stimmungen können uns schön oder hässlich aussehen lassen. Es geht also nicht nur um die Form der Nase oder des Kinns.

Viele versuchen trotzdem, das Gesicht möglichst perfekt zu halten – ist die «Fassade» wichtig?

Vieles ist auf ein Idealbild ausgerichtet. Deshalb muss man gängigen Normen misstrauen. Diese werden von Industrien definiert, die uns ihre Dinge verkaufen wollen. In deren Welt ist vieles, wenn nicht alles geschönt. Das hat mit dem Leben, in dem wir stehen, nichts oder wenig gemeinsam. Trotzdem eifern viele dem nach.

Gerade das Alter sabotiert die Absicht, uns fesch zu halten. Wie gehen Sie damit um?

Das ist keine Frage des Alters. Sind Menschen im hohen Alter vital, offen und in sich ruhend, können ihnen die paar Falten nichts anhaben. Ein Gesicht ist dann spannend und schön, wenn der Geist lebhaft ist. Die Kraft eines erfüllten Lebens überstrahlt Falten bei weitem.

Reden Sie das nicht schön?

Nein, im Gegenteil. Mir kommen jene Menschen in den Sinn, die ich in den 1980er-Jahren für das Buch *Jüdische Porträts* fotografiert hatte. Der jüngste war 70, der älteste 90. Alle, wirklich alle Männer und Frauen standen noch immer mitten im Leben, waren geistig aktiv und hatten entsprechend Charisma. Das macht attraktiv und dieses war in jedem der Gesichter ablesbar.

Was lesen Sie aus den jüdischen Porträts?

Fast alle Porträtierten waren der Höllenmaschine der Nazis entkommen. Die meisten haben Familienmitglieder verloren, sie mussten fliehen, ein neues Leben aufbauen.

Dieses Leben mit all seinen Tiefen stand ihnen deutlich ins Gesicht geschrieben. Vor allem in den Blicken, in den Augen der Menschen.

Man sagt, das Gesicht sei der Spiegel der Seele. Sehen Sie das ebenso?

Weitgehend schon. Vor allem die Augen eines Menschen zeigen sein Inneres, sie erzählen die Geschichten der Menschen am deutlichsten. Es gibt wache, lebhaft, lustige, traurige, nachdenkliche Augen. Wer Menschen erkennen will, muss ihnen in die Augen schauen – und weniger aufs Gesicht.

Gilt das auch ausserhalb der Fotografie?

Auf jeden Fall. Wir schauen fremden Menschen bereits in der ersten Sekunde in die Augen. So schaffen wir mit ihnen Kontakt – und nicht über die Ohren, das Kinn oder die Stirn. Man spricht nicht ohne Grund von Augenkontakten.

Sie betrachten oft andere Menschen – verändert das den Blick auf sich selber?

Nein. Wer Menschen fotografiert, sollte schon zuvor gut über sich Bescheid wissen. Denn je mehr man über sich weiss, je besser kann man andere Menschen sehen und erkennen. Und darum geht es ja in meinem Beruf insbesondere: Menschen zu sehen und zu erkennen. Sonst bleibt man an der Oberfläche. Der Fotograf kann nur fotografieren, was er in anderen erkennt. Und er kann vieles sehen oder übersehen.

Wie definieren Sie Schönheit?

Das kommt drauf an, von welcher Schönheit wir sprechen: der Schönheit der Werbeindustrie, der Models oder von der Schönheit der Lebensmenschen, zu denen Sie und ich gehören.

Wo liegt der Unterschied?

Die Model-Schönheit ist dafür gemacht, Dinge zu verkaufen, sei es Mode oder Kosmetik. Alles ist darauf ausgerichtet, auch das Aussehen der Models. Sie müssen hohe Backenknochen, perfekte Haut und vieles andere haben, das die Ästhetik der Menschen anspricht. Unsereins sollte sich nicht an ihnen messen oder sich vergleichen. Für sie sind jene Faktoren massgebend, die ich vorgängig beschrieben habe.

Viele machen die Schönheit am Antlitz fest: Sie auch?

Klar, es ist ein wichtiger Teil davon. Aber die Körperhaltung und -spannung sind genauso essentiell.

Wie sieht Ihr perfektes Gesicht aus?

Gibt es das überhaupt? Als ich in den 1990ern das Buch über füllige, starke Frauen gemacht habe, entsprachen diese nicht ansatzweise den damaligen Schönheitsnormen, mittlerweile hat sich das ja glücklicherweise etwas verändert. Die Frauen, die ich damals kennengelernt habe, waren aber alleamt schön: Weil sie ihre Rundungen akzeptiert hatten und sich damit wohl fühlten. Sie wirkten trotz der Pfunde leicht und hübsch.

Was interessiert Sie mehr: Makel oder Perfektion?

Wirkliche Schönheit ist nie perfekt, sie ist oft mit einem kleinen Makel verbunden. Als man früher Teppiche hergestellt hat, webte man extra einen kleinen Fehler ein, um damit das Werk einzigartig zu machen. Diese Unstimmigkeit wurde zum Markenzeichen des Werkes. Genauso ist es mit einem schönen Gesicht auch. Ein kleiner Makel adelt es, pure Schönheit hingegen ist oft langweilig.

Wie wichtig ist das Gesicht für Sie beruflich, als Fotografin?

Extrem wichtig. Das ist das Erste, was mir andere zeigen. Ich sehe jeweils beim ersten Treffen ganz bewusst ins Gesicht des Menschen und konzentriere mich darauf. Bei Porträts ist das Gesicht das Wichtigste. Bei Ganzkörperaufnahmen zwar auch, aber dort achte ich auch auf die Sprache des Körpers.

Kommen Sie dadurch Menschen näher?

In der Kontaktnahme sicherlich. Danach ist es in der Fotografie wichtig, sich gegenseitig anzunähern, miteinander zu reden. Erst kommt die Begegnung, dann erst die Fotografie.

Wie lange bleibt Ihnen dafür Zeit?

Das ist unterschiedlich. Je nachdem, welchem Menschen man begegnet und wie viel Zeit er mir zur Verfügung stellt. Für das Projekt *Spuren der Macht*, in dem ich Angela Merkel, Joschka Fischer und andere Entscheidungsträger der Politik und Wirtschaft über Jahre hinweg immer wieder getroffen und fotografiert hatte, musste manchmal eine Stunde genügen – samt Gespräch, das ich mit den Menschen vorher führte.

Sie kombinieren in Ihrer Arbeit oft Bild und Text interviewen die Porträtierten ausgiebig.

Das ist eine Ganzheit, eine Einheit – ich bin ja nicht nur am Gesicht, an der Erscheinung eines Menschen interessiert, sondern an dessen Denken, seinem Geist, an dem, wie sein Leben war und ist, an seiner Identität.

Versuchen Sie die Menschen, die Sie ablichten, zu erkennen?

Gute Fotografie zeichnet sich immer dadurch aus, das Wesen des Menschen zu erfassen. Also nicht nur die Oberfläche zu zeigen, sondern das, was sich im Gesicht spiegelt und abspielt. Das ist aber nur möglich, wenn man sich ernsthaft miteinander beschäftigt.

Wenn jemand eine Maske trägt – versuchen Sie dahinterzuschauen?

Ja, das aber mit Sorgfalt und Respekt. Ich will niemanden demaskieren, jemanden blossstellen, nackt dastehen lassen. Politiker beispielsweise stehen ständig in der Öffentlichkeit und lernen früh, nicht all ihre Emotionen lesbar zu machen. Angela Merkel etwa hat mir einst erzählt, dass sie sich ein Pokerface antrainieren musste. Masken schützen die Politiker vor Verletzungen, sie sind wichtig. Manchmal verwachsen sie aber mit ihrer Maske und können diese nicht mehr wie einen Hut ablegen.

Und Sie helfen ihnen dabei?

Natürlich geht es mir darum, die Menschen ohne Maske zu zeigen, zu zeigen, was dahinter liegt. Das schafft man aber nur, wenn mir diese vertrauen. Nur so sind sie bereit, etwas von ihrem Wesen zu zeigen. Ich muss den Menschen erst etwas geben, sonst erhalte ich von ihnen nichts zurück.

Das nimmt Sie in die Verantwortung, sensibel damit umzugehen.

Richtig. Menschen spüren schnell, ob man sie aufs Kreuz legen will oder ob man es ernst mit ihnen meint. Fairness ist ein wichtiger Teil meiner Philosophie, nicht nur in der Fotografie.

Auf den Punkt gebracht:

Sie suchen die nackte Wahrheit...

Einspruch. Es geht nicht um die nackte Wahrheit, sondern um ein Bild des Menschen: um das, was er lebt oder gelebt hat. Ich will im Bild seine Geschichte erzählen. Die nackte Wahrheit, jemandem die Maske herunterzureissen – das sind falsche Begriffe. So arbeite ich nicht.

Man sagt, die Wahrheit liege in den Augen des Betrachters. Auch in Ihrer Arbeit – sehen Sie die Menschen so, wie Sie sie sehen wollen?

Auf keinen Fall. Davor hüte ich mich.

Weshalb?

Es geht ja um ihn, nicht um mich. In der Arbeit nehme ich mich entsprechend zurück, lasse mich zu 150 Prozent auf den anderen ein. Dabei ist es wichtig, dass ich die Menschen so annehme, wie sie sind, und keine Vorurteile habe. Dass das gelingt, muss man sich selber, wie vorausgeschickt, sehr gut kennen.

Das Gesicht wird mehr und mehr öffentlich – denken wir etwa an den «Kopf-Salat» in den neuen Medien, im Internet. Überall präsentieren sich Menschen glücklich, möglichst perfekt. Was halten Sie davon?

Viele glauben, erst zu existieren, wenn andere Porträts von ihnen auf Facebook finden und wenn sie dafür 500 Likes bekommen. Das ist der Zeitgeist, sehr flüchtig und schnell vergessen, meine Sache ist er nicht. Mit diesen Schnappschüssen, den schnellen Bildern, haben Porträts, wie ich sie mache, nichts gemeinsam.

Erschwert die Flut Ihre Arbeit? Ist es schwieriger, sich von dieser Masse abzuheben?

Nein. Ich arbeite ja ganz anders, konzeptionell – meine Arbeitsweise hat ein anderes Tempo und führt entsprechend zu anderen Bildern.

Bearbeiten Sie Ihre Porträts stark, so wie es Berufskollegen tun?

Nein, das ist in der Dokumentation verboten. Ich manipulierte die Bilder nicht, korrigiere allenfalls eine Winzigkeit – mehr nicht.

Gefällt den Menschen immer, was Sie zeigen?

Ich weiss es nicht. Ich sehe nicht alle nach unserem Treffen wieder, und ich lege ihnen meine Arbeit ja nicht zur Autorisierung vor. Ich bestimme selber, welche Bilder für eine Arbeit, für ein Buch die richtigen sind.

Was hat beispielsweise Angela Merkel zu Ihrer Arbeit gesagt?

Auch sie hatte die Bilder vor der Veröffentlichung nicht gesehen, sondern erst im Buch und dann in einer Ausstellung im «Haus der Kunst» in München, die sie eröffnet hat. Sie war neugierig, was zwischen 1991 bis 1998 entstanden ist, wie sie sich verändert hat. Sie hatte aber Vertrauen in mich, dass ich objektiv bin. Das Resultat hat ihr gefallen, sie sieht meine Bilder als interessante Dokumentation.

Sie begegnen nicht nur Menschen, Sie müssen sich damit auch deren Eitelkeiten stellen. Wie überwinden Sie diese?

Die Eitelkeit ist ein wichtiger Faktor, klar. Jeder will schöner sein, als er es in Wirklichkeit ist. Man muss halt den Menschen helfen, sich darüber hinwegzusetzen. Ich habe neulich ein Projekt mit Ärzten und Patienten fotografiert, am Anfang versuchten alle, sich von ihrer schönsten Seite zu zeigen, ständig zu lächeln, wie wir das von uns selber kennen. Ich aber suche das echte Gesicht, nicht das offizielle. Dieses Lächeln trainieren wir uns schon als Kinder an, sobald sich eine Kamera auf uns richtet. Man muss den Menschen helfen, die Gewohnheit abzulegen und sich zu zeigen, wie sie wirklich sind. Es lohnt sich: Den Ärzten und Patienten hat das Resultat jedenfalls gefallen.

Was zeigen Sie in solchen Momenten, was ein Lächeln nicht zeigt?

Die Wahrheit, eine andere Schönheit. Aus den Gesichtern strömt dann eine Energie, die nur sein Träger hat.

Wer ist eitler: Männer oder Frauen?

Nach aussen hin scheinen Frauen eitler, die Männer aber sind es genauso. Nur verstecken sie es besser.

Sie sagten einst, ein Bild sei dann gelungen, wenn Sie die Menschen ein Stück anders zeigen, als sie sich vorher gesehen haben. Gelingt das oft?

Nicht immer. Aber ich bemühe mich jedes Mal aufs Neue darum. ←

Die Eitelkeit ist ein wichtiger Faktor, klar. Jeder will schöner sein, als er es in Wirklichkeit ist.



HERLINDE KOELBL (*1939) ist Autodidaktin, kam erst 37-jährig zur Fotografie, nachdem sie ihre Kinder grossgezogen hatte. Sie ist bekannt für ihre fotografischen Langzeitstudien, gilt deshalb als Protokollistin unserer Zeit. Sie arbeitet für die weltweit wichtigsten Magazine, ihre Fotos werden von den bedeutendsten Museen der Welt gezeigt. Ausserdem schuf sie über die Jahre eine beeindruckende Bücherreihe. Menschen stehen im Zentrum ihrer Arbeit: etwa in den Bildbänden *Männer* (1984), *Starke Frauen* (1996), *Jüdische Porträts* (1989) oder *Spuren der Macht* (1999). Für dieses Projekt fotografierte sie zwischen 1991 und 1998 jährlich 15 Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft, um zu zeigen, wie sich die Menschen durch ihr Amt verändern. Aktuell arbeitet sie an diversen Projekten.

ANA, KROATIEN



JOHN, ENGLAND



ITAMAR, ISRAEL



FADUMA, SOMALIA



VERANSTALTUNGEN

Programm zur Ausstellung
«Faszination Gesicht»

JUNI



Offene Werkstatt: Collagen-Porträt. Gestalte ein Gesicht

2.6.2019, 13:30 – 16:30
Aus verschiedenen Materialien entstehen faszinierende Gesichter. Unter Anleitung kreierst du witzige, skurrile oder schöne Porträts.
Ohne Anmeldung. **Ab 10 Jahren.** Mit *Daniela Gama, Künstlerin und Kulturvermittlerin.*



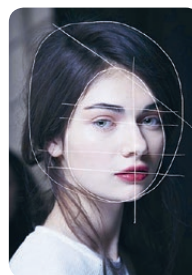
Workshop: Gesicht auf Glas malen

26.6.2019, 13:30 – 16:30
Porträtmalen mal anders. Statt auf Papier malst du das Antlitz deines Gegenübers auf eine Plexiglasscheibe. Mit dieser Methode kannst du Gesichtskonturen nachmalen und das Bild erhält eine wunderbare Leuchtkraft.
Ab 10 Jahren. Mit *Corinna Holbein, Künstlerin und Kulturvermittlerin.*
Begrenzte Teilnehmerzahl. Anmeldung bis 18.6.2019: vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 14



Podiumsgespräch: Gesicht und Identität als Berufsalltag

13.6.2019, 18:30 – 20:00
Ein Gesicht verrät viel über die Identität eines Menschen. Was bedeutet das für Berufe wie Gesichtschirurgie, Schauspielerei und Kriminalpolizei? Nach einem Inputreferat von *Michael Frey, Kantonspolizei Zürich*, diskutieren Fachleute über das Gesicht und was sie daraus lesen können.
Mit: *Michael Frey, Bildfahnder Kantonspolizei Zürich; Dr. Nicole Lindenblatt, Gesichtschirurgin, Universitätsspital Zürich; Susanne-Marie Wrage, Schauspielerin, Schauspielhaus Zürich;*
Moderation: *Yves Bossart, Sternstunde Philosophie SRF*



Offene Werkstatt: Gesichter zeichnerisch entdecken

30.6.2019, 13:30 – 16:30
Sie sind fasziniert von Gesichtern und würden gerne wissen, wie man einem Gesicht zeichnerisch mehr Leben verleiht? Gemeinsam gehen wir auf Entdeckungsreise und lernen Tricks, die das Zeichnen von Gesichtern einfacher machen. Ein Workshop sowohl für Anfänger wie auch für Fortgeschrittene.
Ohne Anmeldung. **Ab 16 Jahren.** Mit *Corinna Holbein, Künstlerin und Kulturvermittlerin.*

JULI



Kino-Sonntag: 23.6.2019, 13:00 WUNDER

Regie: *Stephen Chbosky, USA, 2017, Drama, 114 min, FSK 0*
Film nach dem gleichnamigen Bestseller über die Geschichte von August «Auggie» Pullman, dessen Gesicht seit Geburt entstellt ist. Seine Eltern ziehen ihn liebevoll auf und helfen ihm, sich selbst zu akzeptieren. Mit dem Wechsel an die Schule ist die Idylle jedoch vorbei: Er wird von seinen Mitschülern gemobbt und findet kaum Freunde. Bis ein Schulausflug ihn unverhofft zum Helden macht.
Eine berührende Geschichte über Akzeptanz, Freundschaft und Mut mit Julia Roberts.



Kino-Sonntag: 14.7.2019, 13:00 DIE MASKE

Regie: *Peter Bogdanovich, USA, 1985, Biografie, 119 min, FSK 12*
Die wahre Geschichte eines Jungen, der anders ist als alle anderen: Wegen einer unheilbaren Krankheit nimmt der Kopf des 15-jährigen Rocky Dennis monströse Ausmasse an. Doch er lässt sich nicht entmutigen: Mit Intelligenz, Einfühlbarkeit und viel Humor gewinnt er Freunde. Sorgen macht ihm nur seine Mutter: Sie ist drogenabhängig und schafft den Entzug auch mit Rockys Hilfe nicht. Als er völlig frustriert über den Sommer in ein Ferienlager geht, steht alles Kopf. Rocky verliebt sich in ein blindes Mädchen.
Grosses Kino mit der popkulturellen Medienikone, Sängerin und Schauspielerin Cher.

**Ferienplausch
Freienbach
Collagen-Porträt
10.7.2019,
13:30 – 16:30
Masken basteln
11.7.2019,
13:30 – 16:30**

Anmeldung ab 8.4.2019:
ferienplausch.net

Die Ferien-Veranstaltungen
finden im Vögele Kultur Zentrum
statt.

**Ferienpass
Pro Juventute
Gesichter auf Glas
12.7.2019,
13:30 – 16:30
Superhelden
(Tablet)
17.7.2019,
13:30 – 16:30**

Anmeldung ab 10.5.2019:
fepa-march.ch

SEPTEMBER



Offene Werkstatt: Masken basteln

1.9.2019, 13:30 – 16:30

Ob Prinzessin, Pirat oder Clown – mit einer Maske kannst du einfach in eine andere Rolle schlüpfen. Lass der Fantasie freien Lauf und bastle deine eigene Maske. Ohne Anmeldung. **Ab 8 Jahren.** Mit Daniela Gama, Künstlerin und Kulturvermittlerin.

AUGUST



Kino-Sonntag: 18.8.2019, 13:00

AUGENBLICKE.

GESICHTER EINER REISE

Regie: Agnès Varda, FR, 2017, Dokumentarfilm, 94 min, FSK 0
Die 89-jährige Regie-Ikone Agnès Varda und der 33-jährige Streetart-Künstler JR machen sich mit ihrem einzigartigen Fotomobil auf, um Frankreichs Menschen und ihre Geschichten zu entdecken und an Fassaden, Zügen und Schiffscontainern zu verewigen. So verwandeln sie Landschaften in Bühnen und erzählen längst vergessene Lebenserinnerungen mit viel Herzlichkeit und Humor.

Bildstarker Dokumentarfilm über Menschen und ihre Erlebnisse.



Workshop: Mitmenschen lesen lernen

Körpersprache-Workshop mit
Fachtrainerin Petra Frese

7.9.2019, 13:30 – 16:30

Ob Trauer, Wut oder Begeisterung – Mimik und Körpersprache verraten viel darüber, wie Menschen wirklich denken und fühlen. Im Workshop mit Petra Frese, Fachdozentin für Körpersprache aus den USA, lernen Sie, was Sie unbewusst mit Ihrer Körpersprache ausstrahlen und wie Sie diese bei anderen Menschen richtig deuten. Preis CHF 27.00.

Begrenzte Teilnehmerzahl. Anmeldung bis 2.9.2019:
info@voegelekultur.ch oder 055 416 11 22.



Workshop: Mach dich zum Superhelden

28.8.2019, 13:30 – 16:30

Wolltest du schon immer einmal ein Superheld sein? Dann werde hier zur Comicfigur und erzähle deine eigene Heldengeschichte. Der Comic wird auf dem Tablet mit dem Programm PicsArt kreiert.

Ab 10 Jahren. Mit Daniela Gama, Künstlerin und Kulturvermittlerin. Begrenzte Teilnehmerzahl. Anmeldung bis 20.8.2019: vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 14.

Mitbringen: Tablet und wenn möglich das Gratisprogramm PicsArt zu Hause herunterladen.



Kino-Sonntag: 15.9.2019, 13:00 DIE MASKE

Regie: Chuck Russell, USA, 1994, Komödie, 97 min, FSK 12

Der erfolglose Bankangestellte Stanley findet eines Abends im Fluss eine normannische Holzmaske, die ihm übernatürliche Kräfte verleiht. Sobald er sie aufsetzt, verwandelt er sich in eine Comicfigur, die jegliche Gesetze der Physik auf den Kopf stellt. Fortan ist der Biedermeier nicht mehr wiederzuerkennen: Im Flug erobert er das Herz von Tina und durchkreuzt ganz nebenbei die kriminellen Pläne ihrer zwielichtigen Arbeitgeber.

Kult-Kino mit den grossen Hollywood-Stars Jim Carrey und Cameron Diaz.

Alle Workshops und offenen Werkstätten sind im Eintrittspreis inbegriffen, wenn nichts anderes vermerkt. Detaillierte Informationen zu den Veranstaltungen, Programmänderungen und spontanen Anlässen: voegelekultur.ch.



ASTA GRÖTING, *Touch*, 2015.

1-Kanal-HD-Videoprojektion, 16:21min im Loop.

Courtesy Galerie Carlier/Gebauer, Berlin. © 2019 ProLitteris, Zurich.

Jemandem in das Gesicht zu fassen, ist ein unausgesprochenes Tabu. Im Video bricht Asta Gröting mit diesem «Verbot». Wir sehen die Künstlerin, wie sie das Gesicht ihres Gegenübers regelrecht knetet, als bearbeite sie Tonmasse. Sie fährt mit den Fingern den Augenbrauen entlang, fühlt die Kinnform nach und massiert die Schläfen. Ihr Gegenüber schafft es dabei, unverwandt ins Gesicht der Bildhauerin zu blicken.

Mit der Videoinstallation *Touch* porträtiert Gröting neun Menschen aus ihrem persönlichen Umfeld. Vor der riesigen Leinwand stehend, wird der Betrachter Zeuge eines intimen Augenblicks. Es ist ein Moment der Umkehrung: Die Bildhauerin ertastet die Umrisslinien und Proportionen von Gesichtern, anstatt diese neu zu erschaffen. Fast

scheint es, als wolle sie hinter die Oberfläche und Körperlichkeit blicken. Auch der Zwischenraum zwischen der Künstlerin und ihrem Gegenüber nimmt eine besondere Rolle ein. Auf eindrucksvolle Weise schafft sie es, diesen spürbar und die Beziehung zwischen zwei Menschen dadurch sichtbar zu machen.

Die Videoprojektion führt die zwei Existenzen des Gesichts vor Augen: als einen Teil unseres Körpers und als das wichtigste Medium menschlicher Kommunikation und Interaktion. Was vermittelt der Blick und was die Berührung? Wie verändert intensiver Blickkontakt eine Beziehung zwischen zwei Menschen? Warum ein Gesicht berühren? Warum nicht? sw

Asta Gröting (*1961, Herford, DE) lebt und arbeitet in Berlin. Die studierte Bildhauerin unterrichtet heute Bildende Kunst an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig. Nachdem die Künstlerin sich nach ihrem Studium als Bildhauerin etablierte und zahlreich ausstellte, war ihr Schaffen in den 1990er Jahren geprägt von einem Wandel in der Wahl des Mediums. Ab dann widmete sie sich dem Bereich der Videokunst und bis heute sind zahlreiche Werke mit unterschiedlichen Medien und Materialien entstanden.



FÜHRUNGEN

Für das Vögele Kultur Zentrum ist die Kulturvermittlung, besonders auch für Kinder und Jugendliche, ein wichtiges Anliegen. Wir möchten so allen Altersstufen einen direkten Zugang zu den Ausstellungsthemen bieten. Alle Führungen geben spannende Hintergrundinformationen und Anekdoten zur Entstehung einer Ausstellung.

Kultur am Sonntag

Jeden Sonntag, 11:15 – 12:15

Unsere Führungen ermöglichen Ihnen einen vertieften Einblick in die Ausstellungen und gehen genauer auf die Exponate ein.

Kultur am Abend

Jeden ersten Donnerstag* im Monat, 18:00 – 19:00

Geniessen Sie die Ausstellung abends bei einem Rundgang mit unserer Ausstellungskuratorin.

*Im August am 8.8.

Kultur am Mittag: Amuse-Bouche

23.5.2019 und 22.8.2019, 12:15 – 13:00

In einer kurzen Führung erläutern wir ausgewählte Exponate und laden Sie danach zu einem leichten Lunch ein. Regulärer Eintritt: CHF 14.00, vergünstigte Eintritte: CHF 10.00.

Privatführungen

Melden Sie sich mit Ihren Wünschen und wir planen mit Ihnen Ihren individuellen Anlass bei uns.

Kuratoren-Führungen

26.5.2019 und 22.9.2019, 11:15 – 12:15

Die Ausstellungskuratorin Sarah Wirth zeigt Ihnen ihre persönlichen Höhepunkte, vermittelt Hintergrundwissen und erzählt Anekdoten von der Entstehung der Ausstellung.

Führung in Gebärdensprache

16.6.2019, 11:15 – 12:15

Eine Gebärdensprache-Dolmetscherin begleitet die öffentliche Führung und übersetzt simultan die Erläuterungen der Kulturvermittlerin.



Führungen für Schulen

Schulklassen bieten wir freien Eintritt und kostenlose dialogische Führungen an. Als Lehrperson können Sie auch unser Unterrichtsmaterial bestellen.

Nächste Einführung für aktive Lehrpersonen: 21.5.2019, 18:00

Anmeldung bis 17.5.2019:
vermittlung@voegelekultur.ch
oder 055 416 11 14

Gesichter und ihre Geschichten

12.6.2019, 14:00 – 15:00

Kommen Sie in Begleitung oder allein und lernen Sie andere kulturinteressierte Menschen kennen. Unsere Kuratorin Sarah Wirth führt Sie durch die Ausstellung. Danach können Sie in kleinen Gruppen in die Schau eintauchen und sich austauschen. Egal ob Erinnerungen, erfundene Geschichten oder Gedanken – Sie bestimmen, über was Sie sprechen wollen.

Ausstellungseintritt und Veranstaltung mit Kaffee und Kuchen gratis.

Wir freuen uns über Ihre Anmeldung: vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 11

RÜCKBLICK

Die Vernissage «Schlaf gut»

Insgesamt 24 Jahre und 4 Monate schläft der Mensch in seinem Leben – aber nur 12 Monate reserviert er für Besuche in Kinos, Theater oder Museen. An der Vernissage zur Ausstellung «Schlaf gut» korrigierten über 300 Gäste diese Bilanz nachhaltig. Sie lauschten den Worten von Gastgeberin Monica Vögele und den verantwortlichen Kuratoren – und liessen sich von diesen in eine bekannte und gleichsam unbekanntere Welt führen, in die Welt des Schlafes. Oft genug denken wir erst über sie nach, wenn wir wach im Bett liegen. Was enorm schade ist, wie die Ausführungen der Redner bewiesen haben: Denn das Thema ist erstaunlich vielschichtig. Und trotz aller wissenschaftlicher Analysen ein natürlicher Prozess, der sich nur schwer lenken, messen und planen lässt. Vielleicht erinnern sich manche Besucher daran, wenn sie sich wieder mal in ihren Laken wälzen. Und sehen die eine schlaflose Nacht etwas gelassener.



Susan Morris



Stefan Banz



Irene und Alexander Borbély



San Keller



Antonia Steiner, Beat Schelbert



Antonia Banz



Paul Bürgler



Christoph Eberle, Isabel Hotz



Ruth Lynn, Verena Hanselmann



Susann Bosshard-Kälin, Franz-Xaver Risi



Agnes Vögele



Monica Vögele, Michael und Manuela Stähli



April Remfrey, Elaine Vogel Keller



Heidi Lusti



Peter Burkhardt und Xenia Schindler



Theo Wehner, Felix Frei



Christa Thoma mit Lloyd



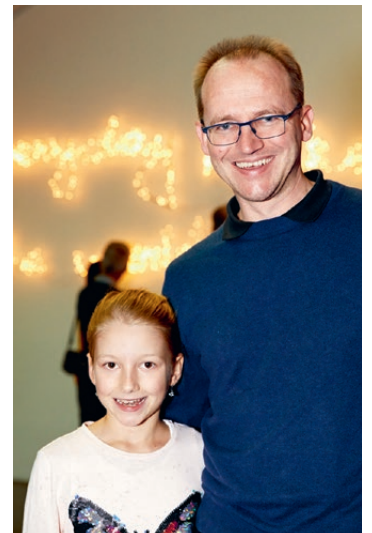
Pirmin und Chinkyu Kälin



Alexandra Könz, Giovannina und Peider Könz



Yasar Deger



Roger Wattenhofer mit Emily



Romeo Saetteli, Regula Zimmermann



Michael Zogg, Monica Ursina Jäger

Fotos: Sara Keller

INFO

Rund ums Vögele Kultur Zentrum



Öffnungszeiten

Montag & Dienstag: geschlossen
Mittwoch – Sonntag: 11:00–17:00 (Donnerstag bis 20:00)
Die Ausstellung «Faszination Gesicht»
dauert vom 19.5. bis 22.9.2019.

Feiertags für Sie geöffnet:

Auffahrt (30.5.), Fronleichnam (20.6.), Nationalfeiertag (1.8.),
Mariä Himmelfahrt (15.8.)

Gut zu wissen

Das Vögele Kultur Zentrum ist rollstuhlgängig.

Kinder (2–9 Jahre) können Sie während Ihres Ausstellungs-
besuchs auch im Kinderparadies des Seedamm-Center betreuen
lassen. Sonntags geschlossen.

Geniessen Sie in unserer Café-Bar Getränke oder Snacks.

Feiern Sie bei uns

Mieten Sie die Räume des Vögele Kultur Zentrum für Tagungen,
Versammlungen oder Anlässe. Das Auditorium (mit Bühne
und Konzertbestuhlung) eignet sich für 120 Personen, die Aula
für 50 bis 80 Personen. Wir beraten Sie gerne:
info@voegelekultur.ch oder 055 416 11 11.

Kontakt

Vögele Kultur Zentrum
Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ
055 416 11 11, info@voegelekultur.ch
voegelekultur.ch

Anfahrt (Auto)

A3 Zürich – Chur
Ausfahrt: Pfäffikon/Seedamm-Center
Parkplätze: beim Vögele Kultur Zentrum
oder auf dem Seedamm-Center-Areal

Anfahrt (ÖV)

Mittwoch – Samstag
Vom Bahnhof Pfäffikon SZ bis «Seedamm-Center»
mit Bus 195

Sonntag

Vom Bahnhof Pfäffikon SZ bis «Schweizerhof»
mit Bus 524

Oder spazieren Sie vom Bahnhof Pfäffikon SZ zum
Vögele Kultur Zentrum (20 Minuten).

Newsletter

Bleiben Sie informiert mit unserem
Newsletter: voegelekultur.ch/newsletter

Social Media

Folgen Sie uns auf Facebook
oder Instagram: [@voegelekultur](https://www.instagram.com/voegelekultur)

Abonnieren Sie das Vögele Kultur Bulletin

Zwei Ausgaben pro Jahr für nur CHF 14.00:
voegelekultur.ch/abo-bulletin



Impressum

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ;
Redaktion: Vögele Kultur Zentrum, Monica Vögele, Roland Grüter/chefredaktion.ch; Autoren: Fritz Billeter, Katrin Bentley, Roland Grüter, Ludwig Hasler,
Adrian Lobe, Frank Luerweg, Katja Schwenzer-Zimmerer, Marleen Stoessel, Sigrid Weigel, Sarah Wirth, Susanne-Marie Wrage und Kilian Ziegler;
Copyright Texte: Autoren und Herausgeberin; Copyright Bilder: S. 21 (Thorsten Brinkmann), S. 46 (Asta Gröting): ©2019 ProLitteris, Zurich.
Wir konnten die Urheber der Bilder nicht überall ausfindig machen. Falls Sie die Bildrechte besitzen, melden Sie sich bitte bei uns; Gestaltung
und Grafik: Michael Schaepe; Druckvorstufe: Lutz Repro AG; Druck, klimaneutral: Theiler Druck AG, Nr. 53143-1903-1002; erscheint: Mai 2019;
Auflage: 10 000 Ex.



SAMUEL SALCEDO, *Rain*, 2011.

Polyester-Harz und Aluminiumpulver.

Courtesy Galerie Robert Drees.

Scheinbar zufällig übereinandergestapelte Köpfe begegnen dem Besucher. Die überdimensionalen, kreisrunden Gesichter mit den zusammengekniffenen Augen, gespitzten Lippen oder herausgestreckter Zunge sind mit weißer Farbe übergossen. Der Titel *Rain* (Regen) verrät, um was es sich dabei handeln könnte. Gleichzeitig suggeriert diese verschüttete Flüssigkeit eine zeitliche Komponente – Regen hat Spuren hinterlassen, wie auch das Alter seine Spuren hinterlassen wird.

Der Zufall spielt für Salcedo eine entscheidende Rolle. Ihm gefällt der Gedanke, dass die Köpfe ihre eigene Position finden, wenn sie aufeinanderfallen. Er vergleicht die Situa-

tion mit jener, wenn verschiedene Menschen einen Raum betreten, sich zufällig begegnen und arrangieren müssen. Salcedo spielt mit der Idee der Verwirrung und des Unwohlseins, welche wir manchmal auch in menschlichen Beziehungen zu spüren bekommen.

Gleichzeitig hält uns der Künstler einen Spiegel vor: Es sind Gesichter, die er in einem unerwarteten Moment erwischt hat, quasi im unattraktivsten Augenblick, den man bewusst niemals zeigen oder veröffentlichen würde. Wohl unser erster Reflex, wir schmunzeln über die Köpfe und merken erst im Nachhinein, dass es ganz alltägliche Gesichtsausdrücke sind. sw

Samuel Salcedo (*1975, Barcelona, ES) studierte Bildende Kunst an der Universität in Barcelona und an der Manchester Metropolitan University. Viele der lebensecht anmutenden Skulpturen des in Barcelona arbeitenden Künstlers sind Spiegel der Augenblicke im Leben, die wir eigentlich nie wirklich sehen wollen.



HERBSTAUSSTELLUNG ZUM THEMA ABHÄNGIGKEITEN

Abhängigkeiten bestimmen unser Leben. Sie prägen tiefgreifend unseren Alltag und unsere soziale Vernetzung. Wie sie wirken, bleibt oft unklar und für den Einzelnen von uns schwer durchschaubar. Wir glauben manchmal sogar, vieles ohnehin nicht beeinflussen zu können.

Im Gegensatz dazu streben wir nach grösstmöglicher Freiheit und verabsolutieren sie. Wir wollen unabhängig sein von Personen, Institutionen oder Werten. Dabei übersehen wir oftmals die positiven Aspekte von Abhängigkeiten wie zum Beispiel bei Sprache, Freundschaft oder Arbeitsteilung.

Die kommende Ausstellung versucht das Geflecht von Abhängigkeiten zu entwirren und fragt: Welche davon sind erwünscht und welche nicht? Warum manifestieren sich viele im Verdeckten? Was geschieht, wenn diese sichtbar werden? Durch welche Institutionen oder Strukturen wirken Abhängigkeiten auf uns ein? Und wie frei sind wir in unseren Entscheidungen wirklich?

17.11.2019 – 22.3.2020



VÖGELEKULTURZENTRUM

voegelekultur.ch

Pfäffikon SZ